Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

GEORG GERSTER, FOTOGRAFIE ALS INFORMATION

Spricht man von Georg Gerster[1], kommt man gleich in Verlegenheit. Eine Verlegenheit allerdings, an der er selber schuld ist. Man weiss nämlich nicht, was man zunächst erwähnen soll: die Schreibmaschine oder die Kamera, soll man zuerst vom schreibenden Journalisten reden oder vom fotografierenden. Es hat den Anschein, als ob das Arbeitsinstrument, das Gerster am besten entspräche, noch gar nicht erfunden worden ist, nämlich eine Schreibmaschine, die auch fotografiert, oder eine Kamera, in die man nicht nur Filme, sondern auch Papier einspannen kann.

Natürlich greifen die Journalisten allenthalben zur Kamera; es hat sich herumgesprochen, dass wir in einem optischen Zeitalter leben; und seitdem in den zwanziger Jahren in Deutschland der Bildjournalismus erfunden wurde, gehört die Fotografie unabdingbar zur Presse. Nur wenige Journalisten erreichten das Niveau eines Walter Bosshard, des Pioniers des schweizerischen Bildjournalismus. Wenn aber jemand am überzeugendsten in dieser Tradition steht, dann sicherlich Georg Gerster. Der Journalist, bei dem die Fotografie nicht einfach nebenherläuft, sondern eigenständig neben dem Textbeitrag tritt, bleibt der Sonderfall, die Ausnahme. Auch von der Gegenseite her ist eine geglückte Verbindung kaum anzutreffen. Natürlich sieht sich ein Fotograf hin und wieder veranlasst und versucht, einen Text oder eine Legende zu schreiben, obwohl bei den Fotografen eine Art Analphabetismus herrscht, auf den sie geradezu einen Berufsstolz besitzen. Wer je mit Redaktionen zu tun hatte, kennt jene Stapel roter Schachteln, in denen sich Aufnahmen häufen, deren Geheimnis kein Sesamwörtchen lüftet.

Bei Georg Gerster muss man, oder besser noch, darf man von einem Gleichgewicht zwischen Bild und Text reden, wie dies selten in unserem Land bei einem anderen zeitgenössischen Fotografen oder Journalisten der Fall ist. Gerster könnte ohne Bild in einer Anthologie des schweizerischen Journalismus stehen, wie er auch ohne Text mit seinen Fotos in einer Anthologie schweizerischer Lichtbilder vertreten sein müsste.

Er selber kam vom Wort her. Im eigentlichsten Sinne von der Literatur. Seine Dissertation hatte noch Goethe gegolten. Aber er hat sich in der Folge immer mehr von der Literatur entfernt, auch wenn ich behaupten würde, dass es bei ihm nach wie vor ein philologisches «feeling» gibt, das ihm bei seinen Recherchen und uns bei der Lektüre zugute kommt.

Zu seinen wichtigsten journalistischen Arbeiten während seiner Redaktionstätigkeit an der «Weltwoche» gehörten die Interviews, die unter dem Titel «Eine Stunde mit ...» liefen, eine Stunde mit Persönlichkeiten vor allem aus dem Bereich der Wissenschaften. Dabei übte und demonstrierte Gerster die Fähigkeit, wissenschaftliche Proble-

me so darzustellen, dass auch der Laie nachkam, ohne dass er sich in die Rolle des Trottels versetzt fühlte. Diese Interviews waren eine Art Generalprobe und das Gesellenstück für die spätere Arbeit – für die Zeit, als Gerster frei arbeitete und als er Bildberichte zu publizieren begann.

Seiner Tugend, die bei uns nicht so verbreitet ist und in der sich zum Beispiel die Angelsachsen viel selbstverständlicher auszeichnen, nämlich über schwierige Dinge gemeinverständlich reden zu können, kam die Kamera aufs beste entgegen. Denn die Kamera bedeutet einen weiteren fast logischen Schritt für das Bedürfnis, Dinge klarzustellen und sie darzustellen. Hinter beidem, dem Wort und dem Bild, steht bei Gerster die gleiche Leidenschaft. Deswegen ist es auch möglich, dass sich bei ihm auf so einzigartige Weise sprachlicher und bildlicher Ausdruck die Waage halten.

Seit es die Fotografie gibt, gibt es auch die Luftaufnahme. Ein Fotopionier wie Nadar war ein begeisterter Ballonfahrer; von Anfang an lockte das Luftbild. Wenn wir bei der schweizerischen Szene bleiben, müssen wir als ersten Eduard Spelterini nennen, der seit 1893 begann, aus dem Freiballon zu fotografieren. Und wir müssen auch einen anderen St. Galler erwähnen, Walter Mittelholzer – er war während des Ersten Weltkrieges in den Dienst des Flughafens Dübendorf eingetreten; als ausgebildeter Pilot unternahm er ab 1923 seine Foto-Expeditionsflüge, die ihn nach Spitzbergen und nach Persien führten, nach Amerika, vor allem aber immer wieder nach Afrika; seine Ausbeute machen über 30000 Fotos aus.

Es gibt eine Tradition der Luftaufnahme, und auf wie verschiedene Weise die Luftaufnahme eingesetzt wurde, in militärischer bis archäologischer Absicht, darüber gibt Gerster selber im Buch «Der Mensch auf seiner Erde» ausführlich Auskunft – es gibt eine Tradition der Luftaufnahme, in welcher Gerster steht, aber er hat aus dem Luftbild etwas Eigenes gemacht, nämlich Stil.

Die Luftaufnahme wird nicht einfach tel quel benutzt, sondern sie wird von einem Auge geleitet, das weiss, dass jede Aufnahme ein Ausschnitt und damit unvermeidbar Interpretation ist; von da aus stellt sich auch das Problem der Bildkomposition. Sich auf diese Weise dem Gegenstand nähernd, entwickelte Gerster einen Sinn fürs Formale, der seinen Luftaufnahmen einen so unverkennbaren Charakter gibt. So sehr aber dieser ästhetische Einstieg sich aufdrängt, so sehr er auch als erster Einstieg legitim ist, er ist nicht im Sinne des Autors, so sehr Worte wie «Augenweide» und «Augenschein» zu den Lieblingsbegriffen Gersters gehören.

Wir machen beim Betrachten seiner Flugbilder zunächst die Erfahrung, dass sich die Wirklichkeit aus grösster Distanz und aus nächster Nähe zu gleichen beginnt – sie verwandelt sich in Strukturen und Linien, in Zusammenhänge und Absetzungen von Farben und Formen und tendiert zu dem, was wir «abstrakt» nennen. Dieser Prozess kann soweit führen, dass am Ende nur noch ein feines Beziehungsspiel von Formen übrigbleibt. Die Verschmutzung des Meeres zum Beispiel durch einen Kegel von Abwässern, der sich hineinschiebt, nimmt sich aus genügend grosser Distanz ganz ungefährlich, geradezu schön aus. Das dürfte auch stets das Problem jenes lieben Gottes gewesen sein, der von oben herab auf die

Erde sah – bei entsprechendem Abstand wirkt alles weniger schlimm; es ist vielleicht die einzige Perspektive, um eine Weltgeschichte lang das Ganze aushalten zu können.

Gerster formuliert das Problem so: «Zu einem Quentchen Misstrauen fordert allerdings die Erfahrung auf, dass auch der gröbste Unfug des Menschen durch genügende Entfernung ästhetisch verklärt wird.»

Dass es nicht zu einer solchen Verklärung kommt, dafür sorgt Gerster selber nicht zuletzt durch seinen Text, der das Dargebotene in Spannung versetzt, der dem, was sich als abstraktes Gebilde ausnimmt, zu Realität verhilft. Angesichts der für uns ungewohnten Perspektive von oben gibt es bei der Herstellung dieses Realitätsbezugs die überraschendsten Momente: man sollte nicht zuerst auf die Legende schauen, sondern von den Bildern ausgehen, man müsste fast sagen, vom Bildrätsel aus, um dann durch die Legende oder den Text zur Lösung zu kommen.

So reizvoll dieses Annäherungsspiel sein mag, so einnehmend die ästhetische Befriedigung ist, welche diese Bilder bieten, so spannend die Begegnung mit ihnen ist, weil etwas von den abenteuerlichen Umständen, unter denen die Bilder entstanden, sich auf den Betrachter überträgt – damit ist die Bedeutung seiner Fotografie nicht getroffen. Denn was zu sehen ist, zielt in erster Absicht und letzten Endes auf Information.

Nicht zufällig nennt Gerster sein Buch eine Befragung, eine besondere Befragung, da sie aus der Perspektive der Vögel und Engel geschieht: es ist die Befragung unserer Erde, die Frage nach ihrem Gesicht, wie es sich in seiner Ursprünglichkeit zeigt und wie es sich ausnimmt, nachdem wir es kultiviert und malträtiert haben. Es ist eine un-ideologische Befragung, und damit meinen wir eine Haltung, die ihre Kritik nicht von vornherein mitbringt, sondern wo sich Kritik bei und während der Befragung selber einstellt, weil sie sich von den Augen leiten lässt.

Wenn wir bei Gerster bereits von einer stilistischen Konsequenz gesprochen haben, dann müssen wir aber auch von einer informativen Konsequenz reden. Konsequenz heisst in diesem Fall auch Besessenheit, und Besessenheit heisst wiederum nichts anderes als die Fähigkeit, bei einem Thema bleiben zu können, über die momentane Lust und die augenblickliche Begeisterung hinaus. Heisst am Ende: es nicht bei den 2% Inspiration zu belassen, sondern auch die übrigen mühsamen aber unerlässlichen 98% Transpiration auf sich zu nehmen.

In Zahlen ausgedrückt nimmt sich das dann so aus, dass Gerster an die zehn Jahre an diesem Thema gearbeitet hat. Man kann den Aufwand auch in Kontinente, Flugstunden und Filmmeter umrechnen.

So erstehen Bilder, bei denen der formale Wille seine Deckung und Entsprechung im Informativen findet. Bildmässig geschieht diese Information über die Einzelfotografie und über Essays, wie ein «Flug über die Afarsenke» oder «Biblische Städte und Stätten im Flug».

Was wir somit vor uns haben, ist die Frucht einer immensen journalistischen Leistung – wobei das Journalistische der Bilder nicht erst dadurch kommt, dass Gerster mit seinen Legenden mehr als nur eine Inhaltsangabe gibt, dass ihm die Anschaulichkeit auch in der Sprache gelingt, dass er erklärende und

aufklärende Texte und Berichte zu seinen Bildern mitliefert, sondern das Journalistische liegt von vornherein in seinen Bildern drin, sie sind ihrer Anlage nach und von der intellektuellen Haltung des Fotografen her beste Zeugnisse für den Fotojournalismus.

Natürlich erhalten die Fotos ihren vollen Informationswert erst durch die Legende, durch jene paar Worte, welche die Fotografie fixieren und ihr die zeitlichen und räumlichen Koordinaten geben. Das Bild selber bleibt ohne diese Koordinaten in einem Schwebezustand, im Zustand einer, man möchte sagen, unhaltbaren Unschuld. Fruchtbar aber wird das Bild erst, wenn es seine Unschuld verliert, wenn es situiert wird – fruchtbar in dem Sinne, dass es zur Information wird. Bilder können nicht lügen, aber sie sind ein vorzüglicher Anlass um zu lügen, obwohl sie anderseits gerade als untrügliches Dokument gelten. Wir haben in jüngster Zeit auf eklatante Weise erfahren, wofür alles ein einziges Bild herhalten kann: die Aufnahme über eine Demonstration in einer portugiesischen Stadt machte die Runde durch die Welt – und einmal war es die Linke, welche die Rechte prügelte, und einmal die Rechte, welche die Linke schlug, je nachdem, wie sich der Redaktor nach seiner Überzeugung entschied, und jedesmal überzeugte das Bild: ein paar gingen auf ein paar andere los, eine Szene, die für sich allein genommen ohne Zweifel auch ihre Gültigkeit und ihren Ewigkeitswert hat.

Aber mit der journalistischen Fotografie meinen wir nicht nur die Fotografie, welche im Moment eines Ereignisses entsteht, das Aktualitätenbild oder die Reportage, sondern eine Fotografie, hinter der ein bestimmtes Verhalten und damit auch eine bestimmte Gesinnung steht; es gibt ja eine Aktualität, die jeweils erst geschaffen werden muss. Journalistisch ist jene Fotografie, die sich mit Begebenheiten auseinandersetzt, mit einer Wirklichkeit, die auch die unsere ist, auch wenn sie nicht vor unseren direkten Augen liegt, sondern erst durch das indirekte Auge der Kamera ersteht. Journalistisch ist die Fotografie, wenn diese Auseinandersetzung nicht einfach bloss zwischen einem Fotografen und der von ihm angetroffenen Wirklichkeit stattfindet, sondern wenn diese Fotografie zur Vermittlerin dieser Auseinandersetzung wird. Journalistisch ist diese Fotografie, wenn sie in der Absicht gemacht wurde, zu informieren, Kenntnisse weiterzugeben. Eine solche Fotografie ist auf Kommunikation aus und erhält erst durch die Kommunikation überhaupt ihren Sinn. Journalistisch ist die Fotografie, die etwas zeigt, das grundsätzlich zu kontrollieren ist. Auch wenn das tatsächliche Kontrollieren schwierig sein wird, sei es aus technischen Gründen oder sei es, weil der Augenblick, von dem das Bild handelt, nun einmal vorbei ist. Entscheidend bleibt die Bereitschaft, Kontrollierbares weiterzugeben und überprüfbar zu sein und überprüfbar sein zu wollen.

Eine solche journalistische Fotografie steht nie für sich allein, sie kann das gar nicht, sie steht immer im Dienst einer Sache, ohne ihr aus Liebe zu dienen, sie weist hin und fasst sich als Stellvertretung von Wirklichkeit auf, ist immer Signal und als solches Appell, ist Vehikel und Instrument, ist immer Handwerk, nie pures Spiel, nie Kunstgewerbe.

Wir haben uns mit Absicht so ausführlich bei der Charakterisierung der journalistischen Fotografie aufgehalten,

weil wir heute feststellen können, wenn wir Fotozeitschriften aufschlagen oder Fotoausstellungen besuchen, dass die Fotografie sich in ganz anderer Richtung bewegt. Nun kann natürlich die journalistische Fotografie nur zur Wirkung kommen, wenn sie veröffentlicht wird. Die beste journalistische Fotografie, die in der Schachtel bleibt und nicht Öffentlichkeit wird durch die Publikation, ist um ihre Daseinsberechtigung gebracht – gerade aber mit diesen Publikationsmöglichkeiten ist es immer schwieriger geworden. Wir haben die paradoxe Situation, dass auf der einen Seite das Fotografieren wie noch nie eine Beschäftigung der breiten Masse geworden ist und einen der wichtigsten Zweige der Freizeitindustrie darstellt, auf der anderen Seite aber redet die professionelle Fotografie von der Krise.

Dass die Fotografie in die Defensive gedrängt worden ist, liegt auf der Hand. Film, und noch viel mehr das Fernsehen, sind zu einer Konkurrenz geworden, gegen die sich die Fotografie nur schwer behaupten kann – die Krise des Bildjournalismus ist eine Krise, die er mit dem Journalismus schlechthin teilt. Aber das Ende der Zeitungen ist trotz aller Prophezeiungen nicht eingetreten, es wird sich vielmehr das Problem stellen, einen Journalismus und damit einen Bildjournalismus zu pflegen, der den heutigen Gegebenheiten entspricht.

Die Fotografie hat auf das, was sie als Krise erlebte, zum Teil in einer Weise reagiert, dass sie sich aus der Öffentlichkeitsarbeit zurückzog, dass sie sich nicht mehr auf ein breites Publikum ausrichtete, sondern auf die kleinere Schar von Vernissagen, indem sie die Presse mit der Galerie austauschte. Die Auseinandersetzung wird durch die Verinnerlichung ersetzt, durch den Gang in die private Späre, und so entstehen fotografische Monologe.

Man kann dem entgegenhalten, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, die Kamera einzusetzen. Als die Fotografie entdeckt wurde, hat sie sogleich ein breites Spektrum von Arbeits- und Realisierungsmöglichkeiten abgedeckt: es gehörte von Anfang an zur Fotografie der Triumph, den Augenblick festzuhalten, und die Chance des Dokumentes, wie es von Anfang an dazugehörte, dass man Lichtzeichnungen und Heliographien verfertigte und experimentierte. Von da aus lässt sich auch eine Linie in der Geschichte des fotografischen Arbeitens aufzeigen und eine legitime Möglichkeit des Ausdrucks durch die Kamera festlegen. Aber es ist dennoch ein alarmierendes Zeichen, wenn die Fotografie in ihrer Grundtendenz aus Reaktion beginnt Innerlichkeit zu kultivieren, das Persönliche und Private liebevoll zu pflegen und zu hegen – alarmierend, wenn dabei am Ende nichts anderes als seelisches Design herauskommt.

Was hier von der Fotografie gesagt wird, gilt ja nicht nur für sie. Die Fotografie macht nur etwas mit, was sich auch in anderen Bereichen der schöpferischen Kunst abzeichnet: den Rückzug auf das Gärtchen. Natürlich steht dahinter eine enttäuschte junge Generation, dass die «roaring sixties» nicht jenen Aufbruch brachten, den sie erwartet hatten, aber es ist etwas anderes zu prüfen, auf welchem Terrain fruchtbare Arbeit möglich ist, als den Blick nach innen zu wenden und sich nur noch im allernächsten Umkreis umzusehen.

Denn nach wie vor gibt es eine Welt mit all ihrer Problematik, ihren Unge-

rechtigkeiten und ihrer Brutalität, und nach wie vor sind diese eine tägliche Provokation und Anlass zu einer kontinuierlichen Auseinandersetzung. Der Fotografie kommt in der Hinsicht eine besondere Rolle zu, da sie die Chance hat, diese Welt anschaulich zu machen. Obgleich wir uns kaum der Flut von Informationen erwehren können, sind wir doch auf die Information angewiesen. Selbst wenn wir noch nicht ganz gelernt haben, mit diesen Informationen umzugehen. Wir kommen ohne sie nicht aus, wir kommen ohne jene nicht aus, die für uns die Welt erfahren und uns ihre Erfahrungen mitteilen, im Wort oder im Bild. Wir sind darauf angewiesen, wenn es zu Einsicht und Bewältigung kommen soll. Das aber setzt einen Fotografen voraus, der sich nicht damit zufrieden gibt, seinen Apparat mit Bildchen anzufüllen. Denn gerade bei der Flut der optischen Eindrücke wird die Sichtung wichtig, die Entwicklung eines Sinnes für das repräsentative Bild unerlässlich, und das ist wiederum nur möglich, wenn dieser Fotograf sich nicht mit dem Blick durch die Optik begnügt, sondern auf breiterer Basis sich mit dem auseinandersetzt, was er im Bild festhalten will, um nicht ein Spezialist zu werden, der zwar unentwegt am Drücker ist, aber ahnungslos bleibt. Er wird mit seiner journalistischen Mentalität eine Verantwortung ausbilden müssen, die erst den Betrachter seiner Bilder verpflichten wird.

Wenn wir bei einem kleinen Plädoyer einer Fotografie als Information gelandet sind, dann ist der Anlass, die Bücher von Fotografien und Texten von Georg Gerster, daran nicht unschuldig, denn Gerster handhabt auf seine Weise die journalistische Fotografie souverän.

Hugo Loetscher

[1] Georg Gerster, Der Mensch auf seiner Erde, Eine Befragung in Flugbildern. Atlantis, Zürich 1975. Äthiopien, Das Dach Afrikas, Atlantis, Zürich 1974.

DIE INFLATION UND IHRE BEKÄMPFUNG

Der oberflächliche Betrachter könnte den Eindruck haben, so wie die Generäle immer den letzten Krieg schlagen, seien die wirtschaftspolitischen Schriftsteller stets um vergangene Probleme bemüht; gilt es doch ein paar Bücher über den Kampf gegen die Teuerung anzuzeigen in einer Zeit, wo die Inflationsrate, gemessen an der Zunahme des Konsumentenpreisindex, ungefähr 1% im Jahr ausmacht. Doch gemach: mit dieser beneidenswert niedrigen Inflationsrate steht die Schweiz im internationalen Vergleich ziemlich allein da, und weder sind die Zeiten lange her, da auch wir zweistellige Preissteigerungsraten verzeichneten, noch wird es lange dauern, bis die schweizerische Inflation sich wieder beschleunigt. Der heutige Zustand ist also sowohl im internationalen Quer- wie im schweizerischen Längsschnitt eine Ausnahme. Das Thema, das sich die Autoren gestellt haben, entbehrt deshalb nicht der Aktualität; leider nicht, muss man sagen.

Sie haben es recht unterschiedlich an-

gepackt. Die Arbeiten von *Rolf Hasler*[2] und *Henner Kleinewefers*[1] sind von der heute in der Wissenschaft dominierenden «monetaristischen» Auffassung geprägt, wonach Inflation in erster Linie ein geldmässiges Phänomen ist. Inflation, definiert als Anstieg eines repräsentativen Preisindex über längere Zeit, entsteht dann und nur dann, wenn die Wachstumsrate der Geldmenge über der Wachstumsrate des Volkseinkommens liegt. Dieser Sachverhalt ist zugleich notwendige und hinreichende Bedingung eines inflationären Prozesses. Die mit ihm verknüpfte Behauptung ist nach Ansicht der «Monetaristen» theoretisch so fundiert und empirisch derart untermauert, dass sie als Grundlage und Ausgangspunkt jeder konjunkturpolitischen Diskussion dienen kann und muss. Zu den führenden Vertretern dieser Schule auf internationaler Ebene sind neben vielen andern die sogenannte Chicagoer Schule mit Milton Friedman und Anna Schwartz zu zählen, ferner der Schweizer Karl Brunner und sein langjähriger Mitarbeiter Allan Meltzer sowie der Forscherkreis der Federal Reserve Bank von St. Louis, der mit seiner Tätigkeit das Denken im gesamten System der amerikanischen Zentralbank bis hinauf zu Arthur Burns aufs Nachhaltigste beeinflusst hat.

Anders ausgerichtet sind die Dissertation von *Werner Brauchli*[3] und das Taschenbuch von *Heinz Pentzlin*[4]. Sie orientieren sich am lange vorherrschenden Gegenpol, der nachkeynesianischen Schule, die sich zwar von Lord Keynes herleitet und auf ihn beruft, sich jedoch recht weit von seiner Grundkonzeption entfernt hat. Als herausragende Nationalökonomen sind hier zu nennen der Yale-Professor James Tobin und seine Schule, A. W. Phillips, der Entdecker der nach ihm benannten vieldiskutierten Beziehung zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit, der Nobelpreisträger Paul Samuelson, der Kreis um Lawrence Klein an der Universität von Pennsylvanien und viele andere. Diese Gedankenrichtung steht seit einem guten Jahrzehnt in der Defensive, sei es aufgrund theoretischer Einwände, die insbesondere bemängeln, dass es der nachkeynesianischen Makroökonomie an mikroökonomischen Grundlagen fehle, sei es aufgrund missratener Voraussagen und fehlgeleiteter Therapievorschläge namentlich unter den Präsidenten Kennedy und Johnson. Der Nachkeynesianismus ist aber in zahlreichen Ländern immer noch geltende Doktrin, wie in Grossbritannien, oder war es bis vor kurzem, wie in der Schweiz.

Kleinewefers: Arsenal der Vernunft

Die umfassendste Darstellung des Inflationsproblems bietet *Kleinewefers*. Sie verrät den erfahrenen empirischen Forscher und vielleicht noch mehr den begabten Methodiker, der dem Anfängerunterricht an der Universität stets und mit Erfolg sein besonderes Augenmerk geschenkt hat. Sie zeigt aber auch den geschliffenen Polemiker und den besorgten Beobachter der politischen Bühne. Ausgehend vom Rahmen, den das zerbröckelnde Währungssystem von Bretton Woods und die es ablösenden flexiblen Wechselkurse bilden, bespricht Kleinewefers vorerst verschiedene mehr oder weniger geglückte Erklärungsversuche für die Inflation in der Schweiz und anderswo, legt die Folgen für die Einkommens- und Vermögensverteilung sowie für die Entscheide in den

Bereichen von Verbrauch, Investition und Sparen dar, wendet sich dann vorwiegend theoretischen Fragestellungen zu, die jedoch eminent praktische Bedeutung haben, was sich bei der anschliessenden – vernichtenden – Beurteilung der eidgenössischen Teuerungsbekämpfung zeigt, und kommt zum Schluss sehr explizit auf den neuen Konjunkturartikel der Bundesverfassung zu sprechen. Aus diesem umfangreichen «Menu» seien einige dem Rezensenten besonders wichtig erscheinende Gänge herausgegriffen.

Gleich auf der ersten Seite des Buches (S. 15) erscheint die bereits erwähnte Grundthese: «Inflation in grösserem Ausmass und auf längere Sicht kann es nur geben, wenn die zirkulierende Geldmenge schneller wächst als die zur Verfügung stehende Gütermenge.» Kleinewefers hält sich nicht allzu lange bei der Begründung dieser These auf, sondern wendet sich sogleich der Analyse der Teuerungsfolgen zu. Hier hätte man sich eine etwas grössere Ausführlichkeit gewünscht; insbesondere wäre ein Überblick über Erfahrungen im Ausland nützlich gewesen. An Anschauungsmaterial fehlt es denn auch keineswegs. Kleinewefers geht jedoch so vor, dass er die andern Erklärungsversuche für die Inflation widerlegt und damit die monetäre Hypothese als einzig mögliche übrig lässt. Zweifellos hat dieses Ausschlussverfahren viel für sich, doch wäre eine klare Darstellung der zwar grundsätzlich recht einfachen, aber in ihren modernen Erscheinungsformen recht komplexen Quantitätstheorie am Platze gewesen.

Und dann werden die Lieblingsklischees so vieler schweizerischer Wirtschaftspolitiker – eines nach dem andern – erbarmungslos zermalmt. Kleinewefers wird sich bei den Ideologen von links und rechts keine Freunde erwerben, wenn er mit messerscharfem Intellekt und beissendem Sarkasmus seine Opfer vernichtet. Um so befreiender ist seine klare Sprache für den, welcher der – zuweilen unumgänglichen – Verschwommenheit und mangelnden Präzision der gängigen Vorstellungen und Halbwahrheiten überdrüssig geworden ist. Die Unklarheit im Denken, von der die zünftige Nationalökonomie im übrigen nicht immer frei gewesen ist, wendet sich gegen ihre Urheber, legt sie ihnen doch Stellungnahmen gegen ihre wahren langfristigen Interessen und für falsche wirtschaftspolitische Massnahmen nahe, was zum Gefährlichsten gehört, das einem Politiker geschehen kann. In diesem Sinne ist die Lektüre des Buches jedem für Konjunkturpolitik Verantwortlichen zu empfehlen, und sei es nur deshalb, um seine eigenen Vorstellungen neu zu überdenken und stichhaltigere Begründungen für Massnahmen zugunsten seiner Interessen zu finden. Kleinewefers hat ein *Arsenal der Vernunft* bereitgestellt, dessen man sich in Zukunft gern bedienen wird.

An einigen Beispielen sei diese wundärztliche Hilfe des Buches – schmerzhaft, doch notwendig – gezeigt. Die Wechselkurspolitik der Schweiz bis 1973 und damit aller Industrieländer mit starken Zahlungsbilanzungleichgewichten erfährt eine strenge Beurteilung und wird für die schweren Inflationsstösse der sechziger und der frühen siebziger Jahre verantwortlich gemacht. Vor den dominierenden Einflüssen der gelegentlich stürmischen Nettokapitalzuströme und des über längere Zeit unterbewerteten Schweizer Frankens verschwinden die angeblichen einheimi-

schen Inflationsursachen: die «bösen» Gewerkschaften mit ihren «übersetzten» Lohnforderungen, die «bösen» Unternehmer mit ihrer «skrupellosen» Preispolitik, der «böse» Staat mit seinen «unangemessenen» Steuern, der «böse» Konsument mit seinem «masslosen» Verbrauch. Entsprechend erweisen sich all die Feuerwehraktionen der letzten Jahre als verfehlte, im besten Falle wirkungslose Versuche, einer Grundwelle, die längst die Wirtschaft bis ins tiefste erfasst hatte, ein paar Sandsäcke in den Weg zu legen. Gewiss ist diese Ansicht heute weitgehend Allgemeingut; allein, wie lange die Erleuchtung vorhält, wird der Ausgang der Diskussionen um Konjunkturartikel und Notenbankgesetz lehren.

Ein ganz besonders scharfer Pfeil fliegt gegen den letzten Überrest dieser verzweifelten Interventionen, gegen die Überwachung der Preise, Löhne und Gewinne. Tatsächlich geniesst diese Amtsstelle zwar eine bedeutende Volkstümlichkeit; doch wirtschaftspolitische Erfolge im Kampf gegen die Teuerung hat sie keine aufzuweisen, so wenig wie ihre Kollegen in andern Ländern, und ihre Popularität ist ein trauriges Zeichen dafür, wie weit es möglich ist, in wirtschaftlichen Dingen dem Stimmbürger blaue Wunder vorzugaukeln. Es bleibt zu hoffen, dass das klare Verdikt von Kleinewefers einen weiteren Nagel in den Sarg dieser Institution treibt, die nie hätte geschaffen werden dürfen und heute endlich verschwinden sollte.

Neben diesen für das politische Tagesgeschehen bestimmten Abschnitten enthält das Buch Kapitel, die mehr der Erklärung bestimmter Vorgänge im Zusammenhang mit der Inflation gewidmet sind. Daraus sind insbesondere die Diskussion der oben erwähnten Phillips-Kurve sowie die Analyse der Teuerungsfolgen für die Verteilung von Einkommen und Vermögen hervorzuheben. Die ursprüngliche Phillips-Kurve versuchte einen negativen Zusammenhang zwischen der Veränderung der Nominallohnsätze und der jeweiligen Arbeitslosenquote herzustellen. Je höher die Arbeitslosenquote liegt, desto niedriger wird die Lohnsteigerung ausfallen. Die Beziehung liess sich für Grossbritannien und für andere Länder statistisch nachweisen, nicht aber ohne weiteres für die Schweiz. In abgeänderter und erweiterter Form lautete die Behauptung, dass zwischen Arbeitslosigkeit und Teuerung eine Wahlmöglichkeit bestehe: Die Wirtschaftspolitik könne wählen zwischen niedriger Arbeitslosenquote und hoher Teuerung oder niedrigerer Inflationsrate und hoher Beschäftigungslosigkeit. Eine Wahl zwischen «Fünfer» (heute müsste man richtigerweise Fünfziger sagen) und «Weggli» wurde suggeriert.

Das Bestehen dieser Wahlmöglichkeit, des sogenannten «trade-off», ist mit stichhaltigen Gründen angefochten worden: sofern und soweit sich die Arbeiter über längere Frist nicht an den Nominal-, sondern an den Reallöhnen orientieren, kann die Beschäftigung nicht dadurch gesteigert werden, dass eine inflationäre Politik die konstanten Nominallöhne real aushöhlt, dabei aber den Anschein konstanter Reallöhne erweckt. Dies kann vielmehr nur so lange gelingen, als die Arbeitnehmer die Vorspiegelung nicht durchschauen und einer Geldillusion unterliegen. Sobald sie dahinter kommen, bricht der Versuch zusammen. Je höher die Inflationsrate bereits ist, um so kürzer ist ihre Reaktionszeit. Wird also eine hinreichend lange Reaktionszeit berücksich-

tigt, so verläuft die Phillips-Kurve senkrecht beziehungsweise die Wahlmöglichkeit zwischen Vollbeschäftigung und Inflation besteht nicht mehr.

Im Abschnitt über die Verteilungswirkungen gelingt es Kleinewefers, in einer sorgfältigen Analyse nachzuweisen, dass es die oberen Einkommens- und Vermögensklassen sind, die aus der Inflation Nutzen ziehen. Sie verfügen in der Regel über Einkünfte und Anlagemöglichkeiten, die ihnen ein Ausweichen vor der Teuerung ermöglichen, und verbrauchen ein Güterbündel, das eher unterdurchschnittlich von der Inflation betroffen ist. Hier wird allerdings der Fiskus zu wenig berücksichtigt, schöpft er doch mit der progressiven Einkommenssteuer immer grössere Einkommensteile ab und wird bei seinen Schulden entlastet; dem steht zwar die nach Kleinewefers überdurchschnittliche Teuerung bei den von ihm beanspruchten Leistungen gegenüber. Trotzdem deuten zahlreiche Entwicklungen darauf hin, dass der Staat per Saldo ebenfalls bedeutenden Nutzen aus der Inflation gezogen hat.

Populäres in unterschiedlicher Qualität

In ähnlichen Bahnen bewegt sich das Büchlein von *Hasler*. Es handelt sich um eine leicht lesbare, in Einzelheiten allerdings weniger zuverlässige Einführung in das Inflationsproblem. Wo Kleinewefers mit dem Säbel ficht, verwendet Hasler den Zweihänder. Die monetaristische Grundkonzeption ist dieselbe, wenn auch die Gewichtsverteilung etwas anders ist. Hasler verwendet instruktive, stark vereinfachende Buchhaltungs- und andere Zahlenbeispiele, um die Vorgänge bei der Geldschöpfung und auf den Märkten darzustellen und seine Thesen zu begründen. Besonders wertvoll ist die Diskussion der schweizerischen Währungspolitik mit festen Wechselkursen im Hinblick auf die Währungsreserven. Hasler legt dar, dass die beträchtlichen Zahlungsbilanzüberschüsse der Schweiz in doppeltem Sinne geschadet haben: einerseits haben sie über den automatischen Geldschöpfungsprozess die Inflation jener Zeit und danach verursacht; anderseits hat diese verfehlte Politik dazu geführt, dass die schweizerischen Ausfuhrgüter zu billig verkauft wurden. Der Tausch brachte zwar Währungsreserven ein: doch diese bringen der Volkswirtschaft keinen Nutzen, sind vielmehr steril und entwerten sich gemäss der Inflation und der Höherbewertung des Schweizer Frankens. Dies galt lange Zeit sogar für das Gold.

Hasler bedauert zu Recht, dass der Goldhort der Nationalbank in den sechziger Jahren nicht zu Offenmarktoperationen, lies Goldverkäufen, benutzt wurde, um dadurch die Geldmengenausdehnung in Schranken zu halten. Er hat damit die lang vernachlässigte Frage aufgeworfen, was mit den Währungsreserven, insbesondere mit dem Gold, der Nationalbank geschehen soll. Unter dem jetzigen System flexibler Wechselkurse ist ihre Funktion vollends fragwürdig geworden – und trotzdem wächst der Goldbestand wieder! Ferner ist die originelle Analyse der amerikanischen Entwicklungshilfe mittels Schaffung von Dollarguthaben zugunsten der Entwicklungsländer (S. 75f.) hervorzuheben, wo Hasler zeigt, dass in Wirklichkeit nicht die Amerikaner, sondern die Lieferanten der mit den Dollars ge-

kauften Güter das reale Opfer gebracht haben. Auch Hasler lässt kein gutes Haar an den Konjunkturbeschlüssen der siebziger Jahre und gibt tiefer Skepsis über die nächste Zukunft der schweizerischen Konjunkturpolitik Ausdruck.

Wie Haslers Werk wendet sich auch das Buch von *Pentzlin* an einen breiten Leserkreis. Leider muss sich der Rezensent hier mit lobenden Prädikaten zurückhalten. Pentzlin legt eine verwirrende Mischung von Wahrem, halbwegs Vertretbarem und eindeutig Falschem vor und verfällt allzu oft gerade in jenes Klischeedenken, das Kleinewefers so vehement bekämpft. Es fehlt Pentzlin an einer klaren Konzeption, die den Wegweiser durch die nicht ganz einfache Materie abgeben könnte. Beobachtungen von Fall zu Fall dienen dazu, gewisse Behauptungen zu unterstützen. Zwar greift Pentzlin ebenfalls das Konzept der Phillips-Kurve an; er macht sich jedoch nicht zum Anwalt einer starken Geldpolitik, stellt er doch fest (S. 34), das Geld habe in den letzten Jahren «weit mehr eine passive als eine aktive Rolle gespielt». Stets murmelt er geheimnisvoll, Inflation sei eben eine viel kompliziertere Sache, als dass sie mit einer zurückhaltenden Geldpolitik («ein Irrgarten», S. 8) bekämpft werden könnte. Aber es gelingt ihm nicht, einen zusammenhängenden Gegenvorschlag vorzulegen.

Dies kann nicht allzu sehr verwundern, bedenkt man die Ansichten des Autors in der Währungspolitik. Für ihn führen Aufwertungen zu Preissteigerungen. Die Menschen verhielten sich im Wirtschaftsgeschehen falsch, deshalb komme es zur Inflation. Als am 15. August 1971 die Umtauschbarkeit des Dollars in Gold für die Notenbanken de iure aufgehoben wurde, sei «damit überhaupt die freie Verwendbarkeit, die Konvertibilität, der Leitwährung des internationalen Währungssystems verlorengegangen» (S. 125). Richtige Ausführungen über den Eurogeldmarkt stehen neben der Behauptung, dass die sogenannte «aussenwirtschaftliche Absicherung», das heisst die Einführung flexibler Wechselkurse, für eine inflationsfreie Politik der Bundesrepublik Deutschland nicht notwendig gewesen sei. Pech hat Pentzlin insofern gehabt, als zur Zeit, als er sein Büchlein schrieb, die Preise in Deutschland und in der Schweiz noch stark stiegen, obwohl die fixen Paritäten aufgegeben worden waren. Er konnte deshalb noch sagen, die Preissteigerungen hätten nach dem Übergang zu freien Wechselkursen keineswegs ab-, sondern im Gegenteil noch zugenommen (S. 10). Wie überall hätte auch hier eine gute Theorie vor Fehlbeurteilungen bewahrt ...

Inflation und Stagflation

Brauchlis Buch führt wieder zu den eher für Fachleute bestimmten Werken zurück. *Brauchli* beschäftigt sich nicht mit der Inflation schlechthin, sondern mit der sogenannten Stagflation, das heisst dem gemeinsamen Auftreten von gesamtwirtschaftlichen Preissteigerungen und Unterbeschäftigung beziehungsweise Unterauslastung von Produktionskapazitäten. Vorweggenommen sei, dass dieses Problem sich vor allem einem von der nachkeynesianischen Makroökonomie herkommenden Wissenschafter stellen wird; denn für den Monetaristen ist das beschriebene Nebeneinander nicht sonderlich proble-

matisch, handelt es sich doch für ihn um zwei auf längere Sicht weitgehend unabhängige Probleme.

Tatsächlich staunt der aufrechte Keynesianer ob der Tatsache, dass das von ihm verschriebene Mittel der Geldpolitik mit der leichten Hand zur Erreichung von Vollbeschäftigung zu versagen scheint, wenn einmal die Wirtschaft sich an eine bestimmte Inflationsrate gewöhnt hat. Vorerst wird er kaum seine eigene Theorie auf Mängel hin untersuchen, sondern er sucht aussenstehende Gründe für dieses scheinbar absonderliche Verhalten: kollektive Lohnabsprachen, monopolistische Märkte, sogenannte administrierte Preise, die den Bewegungen von Angebot und Nachfrage nur zögernd folgen, und was dergleichen Marktunvollkommenheiten mehr sind. Er wird dann ein verwickeltes System von Theorien aufstellen, um seine ursprüngliche Theorie mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen. In diesem System wird die Behauptung einen wichtigen Platz einnehmen, die Wirtschaft sei nicht mehr so wie früher, denn das Verhalten der Wirtschaftssubjekte habe sich verändert, auch seien «strukturelle» Änderungen (Erhöhung des Staatsanteils am Volkseinkommen, Zunahme des Konzentrationsgrades in vielen Industrien, grössere Bedeutung der Inflationserwartungen usw.) vorgefallen, die eine neue Theorie erheischten.

Wer sich einen Überblick über die Bemühungen der nachkeynesianischen Theoretiker in dieser Richtung zu verschaffen wünscht, wird ihn bei Brauchli finden. Er listet sorgfältig die Kritiken an der hergebrachten Theorie auf, zitiert Gegenpositionen und behandelt dann ausführlich die Repliken der Angegriffenen. Die Darstellung wird durch Zeichnungen aufgelockert. Über 300 Seiten werden gefüllt, ohne dass der Autor übermässiger Ausführlichkeit geziehen werden könnte. Den Nachkeynesianern ist eben notgedrungen viel eingefallen. Brauchli hält eine vermittelnde Position zwischen ihnen und den Monetaristen. An eine Wahlmöglichkeit zwischen Inflation und Vollbeschäftigung glaubt auch er nicht mehr. Er plädiert in den wirtschaftspolitischen Schlussfolgerungen – einigermassen überraschend, wenn man seinen Ausgangspunkt betrachtet – für einen Versuch mit einer langfristig ausgerichteten Geldpolitik, wie sie Friedman vorgeschlagen hat. Der Ausgleich kurzfristiger Schwankungen soll dagegen der Fiskalpolitik zufallen, und die sogenannte Einkommenspolitik soll dafür sorgen, dass der «impasse» der Stagflation überwunden wird.

Ganz abgesehen davon, wie man sich zu diesen Vorschlägen stellt – man ist versucht, der Fiskalpolitik die erforderliche Beweglichkeit abzusprechen und die Einkommenspolitik im Stile der «konzertierten Aktion» für wenig mehr als einen Anlass zur gegenseitigen Information zu halten –, muss die von Brauchli so getreulich nachgezeichnete Entwicklung die Erinnerung an eine Parallele wachrufen: Es fallen einem die Versuche der Anhänger eines geozentrischen Weltbildes ein, mit immer komplizierteren Annahmen über die Bahnen der Himmelskörper ihr System zu retten, als es von Vertretern des heliozentrischen Systems unter Vorlage bedeutend einfacherer und erst noch zuverlässigerer Theorien angegriffen worden war. Gewiss liegen die Dinge im vorliegenden Fall nicht so eindeutig; aber unverkennbar bestehen Ähnlichkeiten. Sollte dies zutreffen, so

müsste auch die Wirtschaftspolitik Kenntnis von dieser Schwerpunktverschiebung nehmen; sie tut es zum Teil bereits. Dies würde die Grundlage für eine Stabilitätspolitik schaffen, die mit einem Minimum von staatlichen Eingriffen auskäme und die meisten wirtschaftlichen Grössen dem freien Spiel der Kräfte überliesse, die vom Staat festzusetzende zentrale Grösse, das Wachstum der Geldmenge, aber in möglichst stetiger Weise steuern würde. Es ist wohl nicht übermässig optimistisch, von einer solchen Politik geringere Inflationsraten, aber auch geringere Schwankungen der andern Konjunkturindikatoren zu erwarten, als sie uns in der Vergangenheit zuteil geworden sind.

Frank Rühl

[1] Henner Kleinewefers, Inflation und Inflationsbekämpfung in der Schweiz, Verlag Huber, Frauenfeld 1976. – [2] Rolf Hasler, Inflation, Ursache und Verhinderung, Eidgenössische Zukunft, Heft 13, Verlag Paul Haupt, Bern 1975. – [3] Werner Brauchli, Das Phänomen der Stagflation, Versuch einer theoretischen Klärung, Verlag Rüegger, Diessenhofen 1975. – [4] Heinz Pentzlin, Inflation, Falsche Politik durch falsche Theorien, Goldmann Sachbücher, Band 11 114, Wilhelm-Goldmann-Verlag, München o. J.

INTELLEKTUELLE VOR DEM TRIBUNAL

Kurt Sontheimer über «Linke Theorie in der Bundesrepublik»

In der «République des Lettres» lässt sich von der Kritik gut leben. Die Sache hat Tradition. Pierre Bayle meinte schon an der Schwelle zum 18. Jahrhundert in seinem «Dictionnaire historique et critique»: «C'est la liberté, qui règne dans la République des Lettres. Cette République est un état extrêmement libre. On n'y reconoit que l'empire de la vérité et de la raison; et sous leurs auspices on fait la guerre innocement à qui que ce soit.» Tatsächlich wird unter den Auspizien der Vernunft alles und jedes kritisiert. Ein Beispiel: Mag man in England und Frankreich, ganz zu schweigen von Italien, die enorme innenpolitische Stabilität der Bundesrepublik bestaunen oder gar beneiden, mag man weithin vor der Stärke und Anpassungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft fast Angst bekommen: was soll's. Wenn es nach den theoretisch gewonnenen Einsichten gewisser Intellektueller geht, dann wird die Bundesrepublik von einer Krise nach der andern geschüttelt, und der politische und wirtschaftliche Zusammenbruch steht nach jeder Fehlprognose wieder von neuem bevor.

Wer sind diese Intellektuellen? Eine einfache Antwort gibt Arnold Gehlen: Es sind – unter Ausschluss der technisch-administrativen Intelligenz – jene, «die die Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes handhaben», und Ralf Dahrendorf charakterisiert sie als «Bildungsklasse, die ihre praktische Machtlosigkeit durch ideologische Kraftmeierei zu kompensieren sucht». Sie haben sich der professionellen Aufgabe der Kritik verschrieben, das war schon immer so. Neu hingegen ist etwas anderes: Viele begeben sich in die Geborgenheit eines theoretischen Systems,

das um keine Antwort verlegen ist. Die Zahl jener, die sich auf der Suche nach einem nie versagenden Sinnspender der marxistischen Lehre zugewandt haben, hat in den letzten Jahren derart zugenommen, dass Tucholskys Diktum «Die Intelligenz steht links» für die siebziger Jahre plötzlich jene Richtigkeit erlangen könnte, die es für die «Golden Twenties» eben nicht hatte. Was diese, die als «links» eingestuften Intellektuellen, in der Bundesrepublik wollen und wie sie vorgehen, dem geht *Kurt Sontheimer* in seinem neuen Buch nach[1].

Auf Schelskys Spuren

Der Charme der linksintellektuellen Szene beschäftigt die geistige Welt spätestens seit dem Höhepunkt der Studentenunruhen. Der Aufbruch zu neuen Ufern, der sich im Faszinosum «Mai 68» anzukündigen schien, blieb zwar aus. Doch die antiautoritäre Kostprobe verabreichte immerhin so viele Impulse, dass die «grosse Weigerung» schliesslich das grösste Angebot an Schreibtischprodukten einleitete. Und seither hat sich das politische Klima beträchtlich verändert. Diesen Vorgang hat Helmut Schelsky, mag man ihm auch in Einzelheiten nicht immer zustimmen, in eindringlichen Untersuchungen analysiert. In der Substanz gelangt nun Sontheimer zu ähnlichen Resultaten – egal, ob er spanische Wände zwischen sich und, wie er es ausdrückt, «Schelskys Menetekel» errichtet. Der augenfälligste Unterschied zwischen beiden liegt nicht in einer diversen Einschätzung der Wirkung linker Theorie, nein, er liegt in der Diagnose, wie weit der linke Einfluss in der Bundesrepublik bereits reiche. Nach dem Münsteraner Soziologen sind die «Sinnproduzenten» schon voll am Werk der Systemveränderung, Sontheimer hingegen sichtet erst Anhaltspunkte, wonach «der vor zehn Jahren begonnene Aufstand der linken Intellektuellen gegen unsere Gesellschaftsordnung zwar die realen Strukturen dieser Gesellschaft nicht zu Bruch hat kritisieren können, aber dessenungeachtet auch bei denen, die in diesen Strukturen praktisch und verantwortlich handeln müssen, die notwendige Überzeugung von der Legitimität und Sinnhaftigkeit ihres Tuns dem nagenden Zweifel stärker ausgesetzt hat».

Momentan ist die akute politische Bedeutung der linken Intelligenz in der Bundesrepublik zweifellos gering. Warum denn, so könnte man fragen, schenkt man theoretischen Zirkeln derlei Aufmerksamkeit? Es ist wegen des geistigen Einflusses; der ist, «Tendenzwende» hin oder her, gross. Er bewirkte, so der Münchner Politologe, bereits eine gefährliche Polarisierung der Politik; der grosse Konsens, auf welchen die politische Ordnung der Bundesrepublik seit ihrer Gründung abgestützt war, ist am Abbröckeln, und das politische Spektrum verschiebt sich in seiner Argumentationsstruktur zusehends nach links. Man kann Schriftstellerkongresse, man kann SPD-Parteitage, man kann selbst CDU-Parteitage zum Zeugen nehmen: überall manifestiert sich unter dem berieselnden Einfluss linker Theorie eine kontinuierliche Verlagerung des politischen Bewusstseins – eine Entwicklung, die, langfristig gesehen, jenem Hegelschen Satz recht geben könnte, wonach die Wirklichkeit, wenn einmal die Welt des Geistes revolutioniert sei, es nicht mehr aushalte.

Sontheimer erkennt in der Gegen-

wart eine Gefahr für den Bestand der Bonner Republik von seiten der Linken; die obligate Frage, wie es denn mit der Rechten stehe, beantwortet er dagegen kurz: sie sei heutzutags völlig unbedeutend. Einseitigkeit wird man ihm deswegen kaum vorwerfen können. Es fehlt ihm das geschärfte Auge für diesbezügliche rechtsextreme Umtriebe nicht, hatte er doch in seiner früheren, vorzüglichen Studie über «Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik» ausschliesslich das demokratiefeindliche Denken der nationalen Rechten untersucht. Klarer Stil, feines Gespür für wirkungsgeschichtliche Zusammenhänge und besonnene Analyse von zentralen Themenkreisen prägen die neue Studie. Sie ist, wie er es selbst versteht, ein Gegenstück zur Weimarer Untersuchung.

Rückzug in die Utopie

Das neue politische Bewusstsein der linken Intellektuellen hat seine Ursprünge in der studentischen Protestbewegung. Über die verschiedenen Stadien der antiautoritären Auflehnung hat sich die Protestbewegung, die anfänglich oft zu Recht auf Missstände zwischen Idee und Wirklichkeit hingewiesen hatte, Schritt für Schritt verselbständigt, den Kontakt zur Wirklichkeit verloren und sich in theoretische Zirkel verflüchtigt, die in ihrer ideologischen Vereinseitigung oftmals in haarsträubenden Gegensatz zur Wirklichkeit gerieten. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn sich diesen Kreisen in den letzten Jahren keine nennenswerte politische Durchsetzungsmöglichkeit mehr eröffnete. Eine Korrektur in Richtung auf eine Annäherung an die praxisorientierten Belange der Politik, an die Kunst des Möglichen und des Kompromisseschliessens erfolgte nicht. Vielmehr wurde jener Anspruch, wonach die Theorie die Praxis zu bestimmen und zu verändern habe, verabsolutiert. Dieser theoriegelenkte Praxisbegriff – im Sinn der Revolutionierung der bestehenden Verhältnisse nach den Normen der Theorie – charakterisiert die linke Theoriediskussion bis auf den heutigen Tag. So weit, so gut; bis hierhin reicht zuweilen auch eine von Idealismus getragene Gesinnung. Die schiefe Ebene der ganzen Argumentation kommt erst darin zum Vorschein, dass die Realität des «bürgerlichen Staates» stets mit der Utopie marxistischer Entwürfe kontrastiert wird, wobei die ungehobelten Stellen westlicher Demokratien im Glanz der theoretischen Reinheit von Modellen doppelt hässlich wirken. Es gäbe auch den fairern Vergleich zwischen der Verfassungswirklichkeit sozial-marktwirtschaftlicher Staaten einerseits und der Verfassungswirklichkeit marxistisch-planwirtschaftlicher Staaten andererseits. Wohlweislich geht man etwa einem Systemvergleich BRD-DDR auf der Basis der aktuellen Verhältnisse aus dem Weg. Dergestalt muss die Utopie zum eigentlichen «modus vivendi» der Kritik werden. Und sofern man sich mit dem bürgerlichen Staat noch beschäftigt, dann steckt dahinter kaum mehr der Wille zu echter Konfrontation, sondern zumeist die erklärte Absicht, ihn zu «überwinden».

Sprachstrategie

Angriffsflächen für solche Vorhaben bieten die westlichen Demokratien mehr

als genug. Sobald beispielsweise das Prinzip «Gleichheit», das zum Wertsystem des bürgerlichen Staates gehört, im Sinne absoluter Egalität interpretiert wird, kann die linke Kritik, selbst wenn sie dieses Prinzip in «systemsprengender» Absicht gegen die bestehenden Verhältnisse wendet, so tun, als würde sie das bürgerliche Verfassungsverständnis vortrefflicher als alle andern verteidigen. Ferner entbinden etliche Pauschalbegriffe wie «das Kapital» oder «die herrschende Klasse» von einer differenzierten Analyse der Wirklichkeit und erlauben, jeglichen Sachverhalt stracks nach den Bedürfnissen der jeweiligen Ideologie zu schablonisieren. Dabei leistet Prokrustes ganze Arbeit. Von den verschiedenen Themenkreisen wie «Demokratietheorien» oder «Kritische Friedensforschung», die Sontheimer analysiert, sei hier nur das Gebiet der Faschismusforschung erwähnt. In einem längeren Aufsatz, publiziert im vielbeachteten «Kursbuch», ging der neulinke Professor M. Clemenz der Frage nach, ob der «spätkapitalistische Staat» faschistisch sei. Er kam zum Schluss, in der Bundesrepublik würde tatsächlich Faschismus praktiziert, und zwar «struktureller Staatsfaschismus». Das will heissen, im parlamentarischen System würde offener Terror solange umgangen, als durch internen Terror, durch etliche Steuerungsmechanismen die Klassenwidersprüche erfolgreich verschleiert werden könnten. Sollte dies nicht mehr der Fall sein, dann bestünde «jederzeit die Möglichkeit des Übergangs zum offenen Faschismus». Unbeschadet der schaurigen Ereignisse, für die der Begriff «Faschismus» in seiner historischen Ausprägung steht, gelingt es Clemenz – und nicht nur ihm –, diesen Begriff auf makaber verniedlichte Art ins Arsenal platter Polemik einzugliedern.

Nun könnte man allerdings einwenden, um derartige Wortgefechte und abstruse Ideen solle man sich gar nicht kümmern und sie getrost im politischen Abseits wuchern lassen. Allein, das wäre zu kurz gegriffen. Von Schelsky stammt die Formel: «Souverän ist, wer den Sachverhalt definiert.» In ihrer Prägnanz bringt sie zum Ausdruck, dass in den ideenpolitischen Auseinandersetzungen derjenige im Vorteil ist, der die zentralen Parolen politischer Programme mit seinen Vorstellungen belegen kann. Vornehmlich auf diesem Gebiet zeigen sich die korrosiven Einwirkungen der linken Sprachstrategie auf das politische Selbstbewusstsein; die geänderten Begriffsvorstellungen sickern bis zu jenen Leuten durch, die sich voll und ganz zur parlamentarischen Demokratie bekennen. Sontheimer weist anhand des Demokratiebegriffs nach, dass die repräsentativ geordneten Strukturen der Bundesrepublik vor dem Aufkommen linker Theorie durchaus als demokratisch angesehen wurden. Als aber Demokratie im Sinne von freier Selbstbestimmung und Partizipation neu definiert wurde, vermochten marxistische Intellektuelle mit Hilfe dieser neuen Definition den demokratischen Charakter ebendieses Staates ohne weiteres in Frage zu stellen. Desgleichen hat Robert Spaemann am Begriff «Emanzipation» aufgezeigt, wie sich die Sprache als Mittel der Politik verwenden lässt.

Wenn man sich seitenlang mit linker Theorie vom Format der oben erwähnten Faschismustheorien auseinandersetzen muss, so reizt dies gewiss zur Polemik. Es spricht sehr für die Qualität von Sontheimers Untersuchung,

dass er sich nicht oft zu polemischen Seitenhieben hinreissen liess. Desgleichen enthielt er sich weitgehend grober Verallgemeinerungen und wusste in seiner Analyse zwischen rechtschaffener Zielverfolgung und weniger rechtschaffenem Mitteleinsatz zu unterscheiden. Das Recht auf Kritik soll keineswegs angefochten werden, im Gegenteil: Kritik ist ja gerade die «raison d'être» der Intellektuellen jedweder Couleur. Angefochten wird vielmehr, wie die linke Intelligenz die Kritik einsetzt, oder wie er es selbst sagt: «Das Elend unserer Intellektuellen sehen wir nicht darin, dass sie die Gesellschaft kritisch beurteilen, noch dass sie eine bessere Gesellschaft anstreben, noch dass sie eine besondere Sensibilität für die Widersprüche, Ungereimtheiten, Hässlichkeiten und Ungerechtigkeiten unserer Gesellschaft besitzen – dies alles gehört zur kritischen Funktion des Intellektuellen in einer freien und offenen Gesellschaft. Das Elend unserer theoriegeschwängerten linken Intellektuellen ist, dass sie diese ihre Funktion mit teilweise unredlichen intellektuellen Mitteln und in einer engagierten Attitüde wahrnehmen, die der offenen und freien geistigen Auseinandersetzung konträr sind und tendenziell die freie geistige Kommunikation abtöten.» Etwas mehr «common sense» wäre Sontheimers Anleitung gemäss angebracht.

Schwächen und Stärken der Analyse

Es hätte einen kleinkarierten Anstrich, wenn man eine Studie, deren Grundzüge man für richtig erachtet, nach «lässlichen Sünden» abklopfen würde. Zweifelsohne sind sie in diesem Buch auch zu finden. Entschiedene Vorbehalte, so scheint es, sind indessen einzig bei der Analyse der Krisen- und Legitimationstheorien anzumelden. Die Schlagwörter von einer «Regierungskrise» oder einer «Legitimationskrise» haben mittlerweile derart weite Kreise erfasst, dass es sich fragt, ob man die dahinterstehenden Theoreme, selbst wenn man auf deren kulturpessimistische Komplemente zur Rechten verweist, in einer Reihe mit Faschismustheorien, emanzipatorischer Pädagogik usw. als bevorzugte Themen linker Theoriedebatten aufzählen darf. Im Laufe des letzten Jahres erkundigten sich Leute wie Gustav Heinemann, «ob Gesellschaften unserer Art noch regierbar sind», Ralph Dahrendorf sprach über die «Unregierbarkeit der Demokratien» und – um die enorme Bandbreite nur anzutönen – der konservative Publizist Gerd-Klaus Kaltenbrunner edierte ein Taschenbuch mit dem Titel «Der überforderte schwache Staat. Sind wir noch regierbar?», derweil Hans Georg von Studnitz in der «Zeitbühne» seinen Artikel ohne Fragezeichen mit «Die unregierbare Demokratie» betitelte. Sind all die Diskussionen um Legitimitätsfragen wirklich bloss tönernes Krisengerede? Die grosse Besorgnis, mit welcher die Legitimationsprobleme weithin registriert werden, könnte möglicherweise gerade verdeutlichen, dass der Frage, wie eine politische Ordnung stets von neuem als richtig und gerecht anerkannt werden kann, selbst dann Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, wenn die Legitimität einer Ordnung relativ unangefochten ist. Auf diesem Terrain haben linke Theoretiker, vorab Jürgen Habermas, die Optik wesentlich nuanciert. Leider kommt dieser Aspekt bei Sontheimer kaum zur Geltung. Ferner fällt

ganz speziell in diesem Abschnitt negativ auf, wie zwischen Habermas und irgendwelchen Epigonen der Kritischen Theorie praktisch keine Unterschiede gemacht werden, was die Subtilität der Analyse erheblich beeinträchtigt.

Doch der Gesamteindruck ist, wie bereits gesagt, positiv. Kurt Sontheimer hat nicht nur ein gescheites, sondern auch ein nützliches Buch geschrieben. Er hat einen erfrischend kritischen Wind in die bislang abgeschirmten Winkel intellektueller Kritik gebracht. Der war um so nötiger, als die Tätigkeit der Intellektuellen, allen Selbstzweifeln zum Trotz, oftmals eben doch folgenreich sein kann. Sollte auch nur die Hälfte von dem, was der Freiburger Philosoph I. M. Bochenski von der Wirkung seiner Standesgenossen hält, auf die Intellektuellen insgesamt zutreffen, dann ging Sontheimer in der Einschätzung der langfristigen Auswirkungen linker Theoriedebatten wahrlich nicht fehl. Bochenski sieht den Philosophen so: «Sein Denken hat die Wirkung des Dynamit. Er geht seinen Weg, gewinnt Hand um Hand und ergreift schliesslich die Massen. Es kommt der Augenblick, wo er siegreich alle Hindernisse überwindet und ungehindert den Gang der Menschheit bestimmt – oder das Leichentuch über ihre Ruinen breitet. Darum tun diejenigen, die wissen möchten, wohin der Weg geht, gut daran, nicht den Politikern, wohl aber den Philosophen Beachtung zu schenken: was sie heute verkünden, wird der Glaube von morgen sein.»

Paul Widmer

[1] Kurt Sontheimer: Das Elend unserer Intellektuellen, Linke Theorie in der Bundesrepublik Deutschland, Hoffmann & Campe, Hamburg 1976.

1914 UND 1939: MILITÄRPOLITIK UND GEISTIGE LANDESVERTEIDIGUNG

In den letzten hundert Jahren sah sich die Schweiz wiederholt vor das schwierige Problem gestellt, im Interesse der Landesverteidigung militärische Absprachen zu treffen, die sich im umstrittenen Grenzbereich des durch die Neutralität eingeengten Handlungsraumes bewegten. Die Frage, wie weit zum eigenen Schutz Vereinbarungen mit ausländischen Generalstäben überhaupt verantwortbar sind, ist unvermindert aktuell, und selbst im Fall der schweizerisch-französischen Generalstabsbesprechungen vor und zu Anfang des Zweiten Weltkrieges wird noch um eine die ganze Problematik ausleuchtende Klärung gerungen.

Bekannt sind auch die Punktuationen, die vor dem Ersten Weltkrieg Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg mit dem österreichischen Feldmarschall von Hötzendorf und mit dem deutschen Generalstabschef Helmuth von Moltke vorgenommen hatte, um für den Fall eines französischen Einbruchs auf Schweizer Gebiet eine militärische Kooperation zur Abwehr eines solchen Angriffes einzuleiten. Diese seit 1907 fortgesetzten vertraulichen Kontakte zu österreichischen und deut-

schen Militärs haben durch Edgar Bonjour und durch den Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz nähere Erhellung gefunden, wobei weitere Studien wie jene von Jürg Schoch über die Oberstenaffäre von 1915/16 zu einer Vertiefung der weitverzweigten Thematik führen. Das Verhältnis der Schweiz zu Frankreich ist bisher erst bruchstückhaft ergründet worden. Die im Jahr 1967 erschienene Dissertation von Adolf Lacher behandelt die schweizerisch-französischen Beziehungen im Zeitraum 1883 bis 1914 vor allem unter dem diplomatisch-politischen Aspekt. Für die wichtigen Kriegsjahre fehlte bis anhin jedoch eine adäquate Untersuchung, wenn auch im Bereich der Wirtschaftspolitik die Studie von Heinz Ochsenbein und jüngst nun von Pierre Luciri über die tief in die schweizerische Souveränität eingreifenden wirtschaftlichen Überwachungsmassnahmen der Entente den gewünschten Aufschluss erbracht haben.

Militärpolitik im Ersten Weltkrieg

Wie jetzt *Hans Rudolf Ehrbar* durch seine Basler Dissertation[1] über die militärischen Beziehungen zu Frankreich während des Ersten Weltkrieges mit überraschender Deutlichkeit offenlegt, entwickelten sich seit 1916 rege Kontakte zum französischen Generalstab, die im Ergebnis nach Auffassung des Verfassers bei der militärischen Zusammenarbeit weiter gingen als die für den Eventualfall signalisierte Kooperationsbereitschaft mit den Deutschen. Diese Schlussfolgerung, untermauert durch ein reiches aus schweizerischen und vor allem aus französischen Archivbeständen stammendes Quellenmaterial, ruft dort zu einer Revision des Geschichtsbildes, wo die Politik von Regierung und Militärführung mit dem Klischee der Germanophilie pauschal abqualifiziert worden ist. Obwohl Frankreich im Bundesrat nur Camille Decoppet, den Vorsteher des Militärdepartementes, sich gewogen wusste, und General Wille sowie Generalstabschef Sprecher für ihre deutschfreundliche Einstellung bekannt waren, obsiegte unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse die Einsicht, dass zumal nach der Oberstenaffäre eine Zuspitzung nur zu vermeiden sei, wenn Frankreichs Misstrauen gegenüber dem schweizerischen Neutralitätswillen so weit wie möglich ausgeräumt werde.

Bemerkenswerterweise war es Bundesrat Hoffmann, der als Vorsteher des Politischen Departementes und damit auch als oberster Leiter der Handelsabteilung den Generalstabschef im April 1916 dazu veranlasste, Frankreich die schweizerische Gesprächsbereitschaft über Fragen einer militärischen Zusammenarbeit zu erkennen zu geben. Die Absicht Hoffmanns ging dahin, durch ein derartiges Entgegenkommen die Alliierten von einer Verschärfung der Blockadepolitik abzuhalten. Dass Hoffmann dessen ungeachtet seine deutschfreundliche Einstellung beibehielt, zeigt sich in seinen bisher kaum bekannten gewagten Sondierungen für einen französisch-deutschen Waffenstillstand, der mit einem Sturz des Kabinetts Briand vermittels der Radikalsozialisten hätte herbeigeführt werden sollen. Der Versuch, Russland 1917 aus der alliierten Koalition herauszubrechen, ist Hoffmann dann zum Verhängnis geworden.

Da man Bundesrat Schulthess wegen seiner Sympathien für Deutschland

misstraute, wurde der Gesamtbundesrat in die Verhandlungen nicht eingeweiht. Neben Hoffmann und Decoppet war es in erster Linie Generalstabschef Sprecher, der die Verantwortung für die Verbindung zum französischen Generalstab übernahm, und die in streng geheimen Gesprächen insbesondere im Jahr 1917 und Anfang 1918 zustandegekommene Kooperation betrachtete er denn auch als sein Werk. Seinen Vorgesetzten hat er offenbar nicht in allen Details informiert, obwohl Wille, der einen allfälligen deutschen Angriff und damit die Voraussetzung einer solchen Kooperation für unwahrscheinlich hielt, sich den Weisungen der bundesrätlichen Instanzen loyal gefügt hatte.

Hans Rudolf Ehrbar, der stets auch die aussen- und wirtschaftspolitischen Aspekte miteinbezieht, zeigt minuziös auf, wie seit April 1916 bis zum 15. März 1918, als Frankreich die Befehle für den Kooperationsfall mit der Schweiz in allen Einzelheiten fertiggestellt hatte, die Kontakte zwischen der schweizerischen und französischen Armeeführung immer enger geworden waren. Hatte sich das vom französischen Operationsbüro im Winter 1915/16 ausgearbeitete Projekt «Helvétie» nur auf die eigenen Kräfte gestützt, so trug nun die neue Variante der Kooperation mit den Schweizern Rechnung; das Oberkommando wäre an den in der Schweiz operierenden französischen Kommandanten übergegangen. Dabei gingen die Franzosen von dem Grundsatz aus, die deutsche Neutralitätsverletzung sogleich zum Anlass einer grossangelegten Gegenoffensive zu nehmen. Da ein militärischer Angriff auf die Schweiz keiner der Kriegsparteien eine wesentliche Verbesserung der Siegeschancen in Aussicht stellte, blieb der Wert solcher Absprachen für die Eidgenossenschaft offen. Doch lässt die Absicht beider Kriegsmächte, einem Angriff durch die Schweiz mit einer breitangelegten Gegenoffensive zu begegnen, das düstere Schicksal ahnen, das dem Kleinstaat unter solchen Umständen bereitet worden wäre.

Schweizerisches Selbstverständnis und geistige Landesverteidigung

Im Gegensatz zur Stimmung von 1914 fanden sich 1939 die Schweizer aller Landesteile zur einmütigen Kundgebung gegen jede Bedrohung von aussen zusammen. *Werner Möckli* hat von der Warte des Historikers aus den Versuch unternommen, in seiner von Rudolf von Albertini betreuten Dissertation das schweizerische Selbstverständnis kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu ergründen[2]. Dabei war ihm die Landesausstellung von 1939 gleichsam der Spiegel, in dem sich die damalige Auffassung schweizerischen Wesens am prägnantesten reflektiert hat.

Der Verfasser hält die seit Mitte der dreissiger Jahre zu beobachtende Konzentrationsbewegung, die durch den Zusammenschluss im politischen Bereich, durch die Abkehr von der Aussenwelt und durch den Verzicht auf weittragende Projekte gekennzeichnet war, für das damalige schweizerische Selbstbewusstsein bestimmend. Immer wieder auf einzelne Aspekte der Landesausstellung zurückkommend, sucht Werner Möckli in den nachfolgenden Abschnitten die damals vorherrschenden Auffassungen von Schweizertum in ihrem klischeeartigen Charakter zu erhellen. Hierzu gehört der Rückzug in eine verklärte Bauernromantik, die sich die Erkennt-

nis des Basler Sozialhistorikers Emil Dürr zunutze machte, «dass das eigentliche Wesen des Schweizers das des Bauern ist». Im Föderalismus, der die Vielfalt in Landschaft, Volk und Tradition zum Ausdruck bringt, wurde nun erst recht jenes Prinzip hochgehalten, das die Gewissheit verlieh, Werte zu verteidigen, die den zentralistisch-totalitären Systemen weit überlegen waren.

Die Beschwörung einer nationalen Geschichte, die Belebung der Volksbräuche und die Pflege der Mundart dienten der Kräftigung des schweizerischen Selbstbewusstseins. Dass der Weg in die nationale Selbstversunkenheit, die keineswegs etwa dem schweizerischen Selbstverständnis Mitte oder Ende des neunzehnten Jahrhunderts entsprochen hat, nicht überall gutgeheissen wurde, macht auch Möckli deutlich. Denis de Rougement warnte vor einem fehlgerichteten Geschichts- und Ahnenkult, und Karl Barth sprach sich dagegen aus, dem exzessiven Nationalismus des Auslandes nun mit einem helvetischen Gegennationalismus zu begegnen.

Der Versuch, gleichsam ein totales Schweizertum zu konstruieren, ist nur aus den Zeitverhältnissen selbst zu verstehen. Da gegen alle die Verteidigungsbereitschaft schwächenden Einflüsse von aussen wie von innen Front gemacht werden musste, wurde zur Selbsterhaltung ein autarkes Schweizertum propagiert, das sich über manche historischen Realitäten und Bedenken anderer Art hinwegsetzte. Gerade weil dieses Thema besondere Aufmerksamkeit verdient, ist es zu bedauern, dass der vorliegenden Studie empfindliche Mängel anhaften. Mag man sich über des Verfassers Ausführungen betreffend «das Auseinanderbrechen der Vermittlung zwischen Gott und Welt» verwundern, mag man den Vergleich eines Bauernromans von Jacques Edouard Chable aus dem Jahr 1939 mit Rousseaus «La Nouvelle Héloïse» hier als akademische Fehlleistung übergehen, so sind gegen die Konzeption dieser Arbeit zwei Einwände unumgänglich. Indem lediglich gleichsam eine statische Momentaufnahme aus der Zeit der Landesausstellung gegeben wird, bleibt die Studie trotz aller Explikationen zeitfremd und ohne tieferes Eindringen in die Entwicklungszusammenhänge. Vor allem aber ist der Rückzug in die nationale Abschliessung nur zu begreifen, wenn zugleich jene Druck ausübenden Kräfte aufgezeigt werden, die diesen Einigelungsprozess entscheidend beschleunigt haben. Die Notwendigkeit, dem völkischen Imperialismus und den mit ihm verbundenen Sympathisanten geschlossen entgegenzutreten, zeitigte aber auch überraschende Affinitäten, und eine umfassendere Beurteilung würde es erlauben, aus der Distanz jene Schiefheiten klarer zu kennzeichnen, die aus dem besorgten Eifer einer vergangenen Epoche entsprungen und zum Teil bis in die Gegenwart überkommen sind.

Würdigung von Oscar Frey

Eine rührige Propaganda hat dafür gesorgt, dass die Biographie von *Philipp Wanner* über Oscar Frey die gebührende Beachtung fand[3]. Der Schaffhauser Oberst wurde zumal durch seine im Dienste der Landesverteidigung gehaltenen Vorträge sowie als Chef der Sektion «Heer und Haus» zu einer tragenden Persönlichkeit des Widerstandes. Der Verfasser gibt zunächst einen Überblick von Freys Jugendzeit bis zu

jener Periode grösster Schaffenskraft, während der er das baselstädtische Infanterie-Regiment 22 kommandierte (1936 bis September 1942). Im zweiten Abschnitt wird die Krise im Sommer 1940 geschildert, für den fast ausschliesslich die Sekundärliteratur sowie gedrucktes Material beigezogen wurde. Der letzte Teil ist Freys Beitrag zur Erhaltung des schweizerischen Selbstbehauptungswillens gewidmet. Eine Reihe aufschlussreicher Exposés, in denen sich Oscar Frey über die allgemeine militärische Lage sowie über die spezifische Situation der Schweiz äusserte, gelangen hier zum Abdruck. Der Verfasser beschränkt sich dabei zumeist auf Kommentare und Überleitungen, Die knapp fünfzehn Seiten geben kaum befriedigenden Aufschluss über die internen Verhältnisse in «Heer und Haus», dessen Geschichte eine eingehendere Erhellung verdient. Im Anhang finden sich Angaben zur Familiengeschichte, Vortragstexte, die Denkschrift von Gustav Däniker, eine Stellungnahme Freys sowie eine Replik Dänikers hierzu, schliesslich folgen noch drei Dokumente, die «Heer und Haus» betreffen.

Durch die Dissertation von Philipp Wanner ist noch verdeutlicht worden, dass neben der Reorganisation von «Heer und Haus» die Informationstätigkeit in kritischer Zeit zu den bedeutendsten Leistungen Oscar Freys gehört. Das Anliegen der noch lebenden Angehörigen von Freys Regiment, diese markante Persönlichkeit und ihr Lebenswerk zu würdigen, hat Erfüllung gefunden. Auch wenn es gelang, Ernst Brugger als Bundespräsidenten für ein Geleitwort zu gewinnen, ist nicht zu verhehlen, dass sich der Verfasser angesichts der Vielzahl von Zitaten und Wiedergaben fast ganzer Texte wohl kaum von Oscar Freys Arbeitsethos inspirieren liess.

Klaus Urner

[1] Hans Rudolf Ehrbar, Schweizerische Militärpolitik im Ersten Weltkrieg. Die militärischen Beziehungen zu Frankreich vor dem Hintergrund der schweizerischen Aussen- und Wirtschaftspolitik 1914 bis 1918, Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern 1976. – [2] Werner Möckli, Schweizergeist – Landigeist? Das schweizerische Selbstverständnis beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, Schulthess Polygraphischer Verlag AG, Zürich 1973. – [3] Philipp Wanner, Oberst Oscar Frey und der schweizerische Widerstandswille, Geleitwort von Bundespräsident Ernst Brugger, Buchverlag Tages-Nachrichten, Münsingen 1974.

VON DER GEGENWÄRTIGKEIT DES VERGANGENEN

«*Stimmen zur Schweiz*[1]»: Den Anstoss zu diesem Band gab offensichtlich der Einfall der Lenos-Presse, ausländische Schriftsteller deutscher Sprache zu einer Äusserung über die Schweiz anzuregen. Über das Vorgehen im einzelnen und das zahlenmässige Ergebnis der Umfrage wird nicht berichtet – die Ernte war, nach den publizierten Texten zu schliessen, eher kärglich. Höflich sagt der Herausgeber: «Allzuviele der eingeschickten Texte fielen so harmlos und nichtssagend aus, dass sie ausgeschieden werden mussten.» Das erstaunt keineswegs. Was in aller Welt haben die Initianten erwartet? Doch ge-

wiss kein Lob der Schweiz – da müsste schon ein anderer Verlag hinter dem Unternehmen stehen als die linksengagierte Lenos-Presse. Und wenn schon kein Lob – war nicht zum vornherein zu erwarten, dass auch die Kritik an der Schweiz, als Haltung nach wie vor notwendig, in der Formulierung längst zum Klischee erstarrt ist? Seit zwei Jahrzehnten formulieren schweizerische Schriftsteller, unter ihnen auch der Herausgeber des Bandes, Kurt Marti, ihre kritische Einstellung zur Schweiz: aus der Sicht von Kennern und Betroffenen, die zugleich die Fähigkeit haben, zu ihrem Gegenstand und, seltener, zu sich selbst Distanz zu nehmen. Nicht dass ich es für unmöglich hielte, dass Unbeteiligte und Aussenstehende Eigenschaften und Gefahren sehen, welche die Betroffenen nicht bemerken. Aber die Chance, dass dies in bezug auf die Schweiz ausgerechnet heute geschieht, ist verschwindend klein. Denn wenn schon Europa einige Mühe hat, im Lichtkreis des allgemeinen Interesses zu bleiben – wie sollte da die Schweiz etwas anderes darstellen als eine Randerscheinung, ein Kuriosum bestenfalls, «*das kleinste Klischee*», wie es ein junger Autor formuliert? Es hätte nicht diesen Band gebraucht, um das zu beweisen, aber er beweist es nun eben trotzdem. «*Warum ist mir bloss zur Schweiz nichts eingefallen?*» fragt ein Autor – und ich frage zurück: Warum bloss hält er diese Frage für wichtig genug, gedruckt zu werden?

Nicht dass von heute lebenden und schreibenden Autoren keine lesenswerten – amüsanten, gescheiten, witzigen, bedenkenswerten – Äusserungen zur Schweiz vorlägen. Da ist etwa der offene Brief, in dem Arnim Juhre, Schriftsteller und Verlagslektor, dem Gemeinderat von Thun vorschlägt, «*das Andenken an den Dichter Heinrich von Kleist nicht auf formelle, sondern auf lebendige Weise zu pflegen, durch Gewährung eines gastfreien Arbeitsaufenthaltes an einen deutsch schreibenden Schriftsteller für die Dauer von jeweils sechs Monaten, in jedem Jahr an einen anderen*». Und die Worte, in denen eine Österreicherin das Fazit ihres zehnjährigen Aufenthaltes in Zürich zieht: «*das gehört mir / und das gehört dir / und das gehört ihm / und das gehört ihr / und das gehört ihnen // ich gebe dir nichts / und du gibst mir nichts / und er gibt ihr nichts / und wir geben euch nichts / und wir geben euch nichts / und ihr gebt uns nichts / und sie geben ihnen nichts*» stellen zwar gewiss kein gutes Gedicht dar, aber wir dürfen uns durchaus fragen, ob darin vielleicht nicht doch eine permanente Gefahr unseres Nationalcharakters – so es einen solchen gibt – formuliert ist. Die Aufzählung von anregenden, informativen und bedenkenswerten Texten liesse sich fortsetzen. Aber die harmlosen und um dieser Harmlosigkeit willen ärgerlichen oder langweiligen Texte überwiegen doch. (Es gibt ja auch eine harmlose Kritik, und gerade scharfe Kritik kann belanglos sein, dann nämlich, wenn sie nicht trifft oder sich mit der Wiederholung von schon oft Gehörtem und besser Formuliertem zufrieden gibt.

So würde diesem Buch eigentlich nur eine knappe, gemässigtes Lob, gemässigten Tadel verteilende Erwähnung zukommen (wobei in das Lob miteingeschlossen werden müsste die vorzügliche drucktechnische Gestaltung) – wäre da nicht, und das ändert freilich das Ganze, der Einfall Kurt Martis, die vorliegenden Äusserungen zeitgenössischer

Autoren zur Schweiz mit Texten der Vergangenheit, bis zurück ins 18. Jahrhundert, zu vermischen, «*um der Sache mehr Relief zu geben*». Sagen wir es klar: die Sache gewinnt so überhaupt erst ein Gesicht! Der Wettstreit zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart (falls von einem solchen überhaupt je die Rede sein kann) endet in diesem Buch mit einem erdrückenden Sieg der Vergangenheit. Natürlich wird man diesem Ergebnis keine generelle Bedeutung beimessen: um Autoren wie Goethe, Büchner, Börne, Else Lasker-Schüler, Karl Kraus standzuhalten, brauchte es andere Leute als die nicht nur völlig unbekannten, sondern auch mit ihrem Gegenstand oft kaum vertrauten Jungschriftsteller, die sich hier vernehmen lassen. Das Ergebnis hat also etwas Zufälliges an sich, und die Auswahl von älteren Texten ist stark von der Persönlichkeit des Herausgebers geprägt, nicht zum Nachteil des Buches übrigens. Denn: wichtiger als der Grundeinfall Martis ist seine ungewöhnliche Fähigkeit, Werke der Vergangenheit nicht als Museumsstücke, sondern in ihrer lebendigen Gegenwärtigkeit zu sehen, als etwas, das Heutige bewegen und berühren, aber auch kratzen und beissen kann. Dass Vergangenes gegenwärtiger sein kann als die Gegenwart selbst, dieser Satz erhält in der vorliegenden Publikation eine eindrückliche Bestätigung. Dabei ist das Buch nicht etwa, wie dies im Zug der Zeit liegen würde, ein Brevier politischer Kritik an der Schweiz geworden, sondern ein äusserst vielschichtiges Werk, das durch ungewöhnliche Textauswahl und -gegenüberstellung auch für den Kenner anregend und ertragreich ist. «*Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen*», fragt ausgerechnet Goethe, freilich der vorolympische, auf Seite 30, und ihm antwortet auf Seite 91 Georg Büchner: «*... dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk und um wenig Geld eine einfache gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde.*»

Aber die Schweiz erscheint nicht nur als politisches, sondern auch als poetisches Thema, in der lyrischen Gestaltung, die ihre Landschaften – so gut wie die Landschaften anderer Länder – gefunden haben, in der Anregung, die dieser und jener Ort, ganz ohne politische Implikationen, einem Dichter bot (beispielhaft bei Wilhelm Lehmann: «*In Solothurn*» und «*Grille im Tessin*»). Als besonders reizvoll und anregend empfinde ich auch, dass der Stellenwert eines Textes jeweils nicht kochbuchmässig feststeht, in Deutung und Gewichtung vieles dem Leser überlassen bleibt. Wenn die Eintragung Hofmannsthals ins Gästebuch des Lesezirkels Hottingen zitiert wird: «*Der patrizische Geist ist stark im Ablehnen, der demokratische stark im Aufnehmen; möge in den alten Schweizer Städten noch lange Beides einander das Gleichgewicht halten*», so bleibt dem Leser überlassen, ob er lächeln will über einen Autor, der das Wort «patrizisch» noch ohne abwertende Tönung braucht oder sich vielmehr – und dies scheint mir das Bessere – sich betroffen fragt, ob unser Demokratieverständnis den von Hofmannsthal vorausgesetzten Geist des Aufnehmens genügend betone.

*

In diesem Zusammenhang sei auf eine weitere Publikation Kurt Martis hingewiesen, eine Auswahl seiner zwischen 1952 und 1975 erschienenen Aufsätze zu Kunst und Literatur: «*Grenzverkehr. Ein Christ im Umgang mit Kultur, Literatur und Kunst*[2].» Die Aufsätze sind – und das ist für eine solche Retrospektive eher ungewöhnlich – nicht chronologisch, sondern thematisch geordnet, was vom besonderen Charakter der Texte her durchaus gerechtfertigt ist: es zeichnet sich in ihnen weniger eine Entwicklung ab als ein lebendiges, in aller Beweglichkeit erstaunlich konstantes Denken; immer erneute Versuche, Starres zu erweichen, aus der Isolation theologischen Denkens wie literarischen Schaffens auszubrechen.

Die Gedankengänge Martis interessieren ja schon aus dem Grund, dass hier einer schreibt, der Theologe und Schriftsteller zugleich ist und diese beiden Berufe offensichtlich nicht nur als eine Doppelrolle auffasst, die er in der Gesellschaft zu spielen hat, sondern als zwei verschiedene, sich ergänzende, gelegentlich wohl auch widerstreitende Weisen zu sehen, zu erkennen, zu produzieren. Der Aufsatz «*Wie entsteht eine Predigt? Wie entsteht ein Gedicht?*» (1968) gibt genau und redlich Aufschluss über zwei verschiedene Arten des Schreibens und dürfte eine der nicht allzu häufigen wirklich aufschlussreichen Äusserungen über den Prozess des literarischen Schaffens sein, weil dieses erkannt und dargestellt wird in Abgrenzung gegen eine andere Form des Denkens und Schreibens. Ob Marti in diesen Aufsätzen mehr als Theologe oder mehr als Schriftsteller schreibt, ist eine müssige Frage; seine Überlegungen gehen die Theologen, aber gewiss nicht nur diese an!

Den eigentlichen Höhepunkt des Bandes stellt wohl der Vortrag «*Phantasie als Produktivkraft*» (1972) dar, eine grundsätzliche Besinnung über Wesen und Wirkung der Kunst, des Kreativen überhaupt, ein neuer unorthodoxer Ansatz auch zur alten Frage, wie das Schöpferische sich zum Status quo der gegenwärtigen Gesellschaft verhalte. In literarischer Hinsicht beachtlich sind allerdings auch die ersten Aufsätze aus den frühen fünfziger Jahren. In einer Zeit, da gerade im schweizerischen Kulturleben der Geist des Bewahrens dominierte, weist Marti mit Entschiedenheit auf die Ansätze des Surrealismus und Dadaismus hin und fordert eine neue, nicht geistlich-erbauliche religiöse Lyrik («*Singet dem Herrn ein neues Lied*», 1953). Bevor er selber literarisch produktiv wurde, auf jeden Fall bevor er seine ersten Gedichte veröffentlichte («*Boulevard Bikini*», 1958), hat er in diesen Aufsätzen seine literarische Position umrissen. Andersherum gesehen: er hat die Forderungen, die er beispielsweise an eine neue religiöse Lyrik stellte, in seinen eigenen Gedichten selbst erfüllt (ohne dass diese doch als eine Art Programmusik zu bezeichnen wären).

Auch in diesem Band – und dies ist auch der Grund, ihn in unserem Zusammenhang zu erwähnen – zeigt sich Martis Neigung, Vergangenheit und Gegenwart zusammenzusehen. Ob er über die Barockdichterin Katharina von Greiffenberg oder den «Zukunftsdenker» Adrien Turel schreibt, er tut es mit der gleichen Unmittelbarkeit; die historische Dimension ist vorhanden, aber sie distanziert Gegenstand und Betrachter nicht voneinander. Ein besonders eindrückliches Beispiel für die Zusammenschau von zeitlich weit entfernten Phänomenen stellt der Aufsatz

über «*Lavaters Himmelssprache*» (1952) dar. Der Titel verspricht Erbauliches, Zeitfernes; aber Lavaters Konzept einer «Sprache des Himmels», in der wir «*vermögend sein werden, unmittelbar einander unsere Gedanken mitzuteilen*», die «*successiv und momentan zugleich*» sein muss, einen «*ganzen gleichzeitigen Haufen von Bildern, Gedanken, Empfindungen*» darstellt, dieses religiös versponnene und doch kühne Konzept wird in Beziehung gesetzt zu den Intentionen der Surrealisten, eine «*pensée parlée*» herzustellen, und dem inneren Monolog eines James Joyce. Wird hier das Vergangene herbeigezogen, um das Heutige zu erklären, oder soll das Heutige das Vergangene erläutern? Wohl beides zugleich und in einem.

Aufgrund der beiden hier besprochenen Publikationen könnte man Kurt Marti, der ja vor allem aus experimenteller und politisch engagierter Autor gilt, mit ebensoviel Recht einen modernen Humanisten nennen – und damit den Begriff von der fatalen beschaulich-konservativen Tönung befreien, die er im letzten Jahrzehnt erhalten hat.

Elsbeth Pulver

[1] Stimmen zur Schweiz. Gedichte. Texte, Zitate deutschsprachiger Nicht-Schweizer zur Schweiz. Herausgegeben von Kurt Marti. Lenos Presse, Basel 1976. – [2] Kurt Marti: Grenzverkehr. Ein Christ im Umgang mit Kultur, Literatur und Kunst. Neukirchener Verlag, Neukirchen Vluyn 1976.

REALITÄT HINTER DER REALITÄT

Une voix d'Outre-Tombe. Eine Stimme von jenseits des Grabes. Hugo Fischer ist nicht mehr. Wer ihn kennen lernen durfte, weiss, was wir an ihm verloren haben. In Büchern wie «*Die Geburt der Hochkultur in Ägypten und Mesopotamien*» und «*Die Geburt der westlichen Zivilisation aus dem Geiste des romanischen Mönchtums*» hat er sich um eine philosophische Gesamtschau der Kunst bemüht, die den Rahmen der Kunsthistorie sprengt. In diesem Zusammenhang ist auch sein vorliegendes Werk zu sehen[1]. Philosophie der Kunst fällt ihm nicht mit Ästhetik zusammen. Für ihn sind Werke der Kunst und der Poesie primär Taten der Kultur, Vorbilder, paradigmatisch für andere kulturelle Disziplinen wie Religion, Philosophie, Wissenschaft und Praxis. Gerade vom philosophischen Standpunkt aus fühlt man sich versucht, ihm zuzustimmen. Gegenüber der Philosophie des 19. Jahrhunderts hat die Philosophie des 20. an Höhe und Weite eingebüsst, sie verliert sich in Spezialdisziplinen, fächert sich akademisch und epigonal auf. Die Schau der Philosophie, verstanden als Synopsis, wo findet sie sich in unserm Jahrhundert? In der Kunst des Romans, nämlich in jener Kategorie, die Schopenhauer im Anschluss an «Wilhelm Meister» als «intellektuellen Roman» definierte. Es genügt, Namen wie Joyce, Proust, Kafka, Musil und Broch zu erwähnen.

Das moderne Weltbild

«Der Extremismus einer unnaturalistischen Formgebung erreicht in der modernen experimentellen Plastik seinen

Höhepunkt. Diesmal ist das Figurale aber in erster Linie nicht, wie in Sumer und in der Romantik, dem Numinosen, den Schicksalsmächten exponiert, vielmehr stammt der antifigurale Influx aus der modernen Mathematik und der höchst unkonventionellen Konzeption von Raum, Zeit und Materie» (S. 142). Physik und Mathematik sind untrennbar. Wo wäre der Einfluss des modernen astrophysikalischen Weltbildes so durchgedrungen wie in der Kunst? Aber die moderne Kunst ist viel mehr als dieser «Einfluss». Sie ist eine Antwort auf die historische Herausforderung der modernen Wissenschaft. In der Kunst, und eben gerade *nicht* in der Wissenschaft, wird das moderne Weltbild existentiell, beginnt es zu pulsieren, zu leben, zu leiben, erhält es jene Signatur, die, nach Nietzsche, mit «Blut» geschrieben ist. Mit dem Blut des Künstlers. Was für eine Art von künstlerischer Umsetzung ist unter dem «existentiell werden» zu verstehen? Die Auflösung der Kontur des Gegenstandes in der Kunst, was man «moderne Formzertrümmerung» nannte, entspricht der Auflösung des festgelegten Universums der Physik, der Relativierung der Kausalität und von Zeit und Raum, dem Aufgehen der Makrophysik in dem «Unterbau» der Mikrophysik. Die «Realität» ist zum Problem geworden in der Wissenschaft wie in der Kunst. Die Entsprechung ist allerdings keine einfache, sie liegt im ganzen. Man könnte sagen, dass die moderne Kunst die moderne Physik «vorausgeahnt» hat.

Figurale und antifigurale Kunst

Man weiss, der Gegensatz ist nicht von heute, er ist alt, uralt. Und doch hat er in der modernen Kunst eine Form angenommen, die nur unserer Zeit angehört. In dieser Hinsicht ist ein Hinweis Hugo Fischers wichtig, der sich im obigen Zitat findet. Dort ist vom Einfluss des Numinosen, also der Religion, die Rede, der aus der Kunst eine abstrakte Chiffre macht. In unserer Zeit aber tritt an die Stelle des religiösen Einflusses der Einfluss der Wissenschaft. Man könnte vielleicht beifügen: Der Wissenschaft als einer «Sachreligion», die bei den Künstlern zur existentiellen Haltung wird. Ein Zusammenhang also zwischen Physik und Metaphysik? Die Wissenschaft wirkt nicht nur auf unsern Intellekt ein, sondern auch auf unser Gemüt, auf unsern Glauben. Die Situation des modernen Künstlers, besser als jede andere, legt dafür Zeugnis ab. Das Kunstschaffen des Menschen wird von jeher charakterisiert durch das Spannungsfeld zwischen den Polen des Figuralen und des Antifiguralen. Ganze Kulturen lehnen bezeichnenderweise die Bildhaftigkeit ab, so die jüdische und mohammedanische. Wenn Sedlmayr vom «Verlust der Mitte» spricht, so meint er damit im Grunde nur den einen Pol, den figuralen, den Winckelmann, Goethe und Hegel in der «griechischen Kunstreligion» (Hegel) verkörpert finden. Die wahre «Mitte» ist eben die ausgespannte Polarität, das Spannungsfeld zwischen dem figuralen und dem antifiguralen Pol, zwischen gegenständlicher und abstrakter Kunst.

Die Realität

Der Physiker Arthur Eddington sinnt über seinem Schreibtisch und macht einen Ausflug in dessen E. T. A. Hoffmannsche Dimension. Eine mikrophy-

sikalische Welt, eine Milchstrasse, ein Sternennebel. Und eine Realität hinter der Realität. Ein physikalischer Objektivationsprozess? Man könnte es so nennen. Wie aber steht es mit dem künstlerischen Objektivationsprozess? Hugo Fischer sagt: «Das Räumliche ist für die moderne experimentelle Vernunft multiform. Der Raum der Gene ist ein anderer als der ausserirdische Raum elektromagnetischer Spiralbewegungen oder explosiver Energieaustauschprozesse innerhalb von Sonnengebilden» (S. 145). Multiform ist auch der künstlerische Objektivationsprozess: «Verselbstständigte Volumina werden aufgefasert, verästelt, umgestülpt, ineinander geschoben, erscheinen durchsichtig oder opak. Gitterwerke werden transluzid, aber auch zu Gattern eines Gefängnisses, wie Balkenwerke für Klee. ... Im konkaven Innern der Figuren Henry Moores wird Leere ‹behütet›. ... Die Art des Lagerns oder Sich-Reckens wird wichtiger als der Gesichtsausdruck oder die Kopfform; und der Torso eines Schenkels wichtiger als das organische Ganze eines Beins» (S. 146). Der moderne Künstler steht vor einer Welt von Fragmenten. Und er ist zur Freiheit des Weltschöpfers aufgerufen, oder auch, mit Jean Paul Sartre zu reden, zu ihr verdammt. Wer den Blick in Abgründe getan hat, ist nicht mehr derselbe Mensch. Das gilt auch für den Menschen ganz allgemein. Abgründe des Raums, Abgründe der Zeit, Abgründe der Materie. Und doch findet die Mikrophysik nach statistischen Gesetzen zur Makrophysik. So wird auch die antifigurale Kunst die figurale nicht ausschliessen, sondern sie im Gegenteil einschliessen, wie die grosse Kunst Picassos. Ja, es könnte aus dieser Tiefe ein neuer Sinn für körperliche Form, für Körperlichkeit überhaupt hervorgehen, *auch* für den Körper des Menschen, weit jenseits allerdings der Konvention klassizistischer Nacktheit. Die Realität hinter der Realität ist ja nicht nur der wimmelnde Abgrund alles Figuralen und solid Körperlichen, sie ist auch der Körper selbst, aufgefasst als organisches Ganzes, nämlich als das Ganze, das mehr ist als die Summe seiner Teile.

Hans F. Geyer

[1] Hugo Fischer, Kunst und Realität. Aloys-Henn-Verlag, Ratingen, Kastellaun 1975.

DREIMAL JAKOB VON GUNTEN

«Neue Texte. Verselbständigte literarische Produkte.» So hat Heinz Weder an dieser Stelle im Juni 1972 eine französische und eine italienische Übersetzung von Robert Walsers «Der Gehülfe» charakterisiert und hat an Textproben gezeigt, dass bei Robert Walser «eine unbeschädigte Übersetzung in andere Sprachen nicht oder nur bedingt möglich» sei.

Mit drei Übersetzungen eines anderen Romans von Robert Walser, «Jakob von Gunten», habe ich eine positivere Erfahrung gemacht. Es handelt sich um die französische (1960), die englische (1969) und die italienische

(1974) Fassung dieses «Tagebuchs». Die Übersetzung von *Marthe Robert* trägt den Titel «L'Institut Benjamenta» und ist bei Grasset erschienen. Sie wird in der Sekundärliteratur beachtet – zum Beispiel in der Dissertation von Dagmar Grenz «Die Romane Robert Walsers» (Fink-Verlag, München, 1974). Im erwähnten Aufsatz nennt Heinz Weder diese Übersetzung «eine sprachlich-intellektuelle Meisterleistung». Der einführende Essay enthält manches Frappierende, etwa folgende Bemerkung: «(Jakob) treibt die Demut bis zur Flucht in einen dunklen Winkel seiner eigenen Geschichte um noch unbemerkter zu bleiben. Dort, in diesem Versteck, wo er sich mit einer eher diabolischen Bescheidenheit aufhält, zwingt er den Leser ihn zu entdecken.»

Marthe Robert, die durch ihre intensive Beschäftigung mit Kafka, aber auch mit Kleist und mit Grimms Märchen, auf Robert Walser kommen musste, untersucht, was in diesem Roman märchenhaft sei: Der Internatsleiter als «Oger», seine Schwester als gute Fee, und wie die Sorgen des Alltags romanhaft in die Märchenwelt einbrechen. Da es derzeit üblich ist, mehr die Unterschiede als die Ähnlichkeiten zwischen Robert Walser und Franz Kafka zu betonen, sei angemerkt, dass die Kafka-Übersetzerin Marthe Robert feststellt, es gäbe Texte von Walser, die ohne weiteres Kafka zugeschrieben werden könnten. Sie zitiert da den Beginn von «Der Gehülfe».

*

Christopher Middleton hatte schon 1954 – er war damals Dozent in Zürich, lehrte seither in Oxford und derzeit in Austin, Texas – «Der Spaziergang» und andere Erzählungen Walsers übersetzt. «Jakob von Gunten» (University of Texas Press, Austin und London) wird von diesem Übersetzer mit einem Essay eingeleitet, der auf vielerlei zeitgenössische Verwandtschaften weist. Das reicht von Strindbergs «Inferno» über Rilkes «Malte Laurids Brigge», Carl Einsteins «Bebuquin» und Robert Musils «Zögling Törless» (das Internatsmotiv bei Musil und Walser wird nicht verfolgt) bis zu Hermann Hesse. Er sieht in diesen Werken den modernen Konflikt zwischen gefährdeter Innenwelt und chaotischer Aussenwelt. Bei Robert Walser hebt Middleton besonders das Nebeneinander von Abruptheit und Arabeske hervor. Die letzte Episode – Benjamenta und Jakob reiten in die Wüste – wird in Zusammenhang mit «Don Quijote» gestellt. Für Walsers Sprache hat Middleton als Lyriker ein ausgezeichnetes Sensorium. Die grosse Fülle der literarischen Assoziationen mag einer pädagogischen Strategie entspringen: Den Lesern, namentlich auch den Studenten, durch vertraute und prestigiöse Namen einen unbekannten Autor von vornherein interessant zu machen. Eine durchaus vertretbare Methode.

*

Emilio Castellanis Übersetzung ist beim angesehenen Verlag Adelphi in Mailand erschienen, der auch Übersetzungen von Werken von Nestroy, Wittgenstein, Canetti veröffentlicht hat. Verlagslektor Roberto Calasso, der soeben selber mit einem Roman um den berühmten schizophrenen «Präsidenten Schreber» in Paris Aufsehen erregt hat, steuerte einen Essay bei, der den

eigenartigen Titel trägt: «Der Schlaf des Kalligraphen». Calasso stellt dar, wie Robert Walser von jedem evidenten oder verborgenen Sinn wegführt zur Nullposition, zur Ruhe des Unbedeutenden. «Das Schreiben kommt aus dem Klecks und kehrt dahin zurück.» Ausführlich geht Calasso auf die Rolle des Schlafens in diesem Roman ein: die schlafenden Lehrer, der in den Schlaf flüchtende Jakob. Er verbindet das mit manchen Legenden und mythologischen Überlieferungen wie «Die sieben Langschläfer» und mit der Suspendierung des Zeitablaufes. Dieser überraschende, sogar bizarre Umweg führt schliesslich zu Robert Walser zurück, und es wird den Leser nicht reuen, Calasso in seinen Exkursen zu folgen.

*

Drei Übersetzungen – drei bemerkenswerte Essays. Wie wäre es, wenn zu Robert Walsers 100. Geburtstag ein Band der bedeutendsten, namentlich der in fremden Sprachen erschienenen Essays über Robert Walser zusammengestellt würde? Es könnte sich da manche ungewohnte Perspektive ergeben und nicht zuletzt die Erkenntnis der intensiven internationalen Beschäftigung mit dem allgemach kommentiertesten «Unbekannten».

Und die Übersetzungen selber? Ich habe einige Stichproben gemacht bei Stellen, die Schwierigkeiten bieten, und fand in jedem Fall die typisch Walsersche Mischung von Anschaulichkeit und Verzerrung, von Humor und Schrecken, von Nüchternheit und Phantastik treffend wiedergegeben – nicht «nachempfunden», sondern textnahe. Hier zur Nachprüfung durch den Leser ein Auszug aus der Schilderung eines Menschengewühls in der Grossstadt (Gesamtausgabe IV, S. 366):

Wundervolle Hüte mit Zierfedern nicken aus offenen, schnell vorbeifahrenden Herrschaftsdroschken. Ganz Europa sendet hierher seine Menschenexemplare. Vornehmes geht dicht neben Niedrigem und Schlechtem, die Leute gehen, man weiss nicht wohin, und da kommen sie wieder, und es sind ganz andere Menschen, und man weiss nicht, woher sie kommen. Man meint, es ein wenig erraten zu können und freut sich über die Mühe, die man sich gibt, es zu enträtseln. Und die Sonne blitzt noch auf dem allem. Dem einen beglänzt sie die Nase, dem andern die Fussspitze. Spitzen treten an Röcken zum glitzernden und sinnverwirrenden Vorschein. Hündchen fahren in Wagen, auf dem Schoss alter, vornehmer Frauen, spazieren. Brüste prallen einem entgegen, in Kleidern und Fassonen eingepresste, weibliche Brüste. Und dann sind wieder die dummen vielen Zigarren in den vielen Schlitzen von männlichen Mundteilen. Und ungeahnte Strassen denkt man sich, unsichtbare neue und ebensosehr menschenwimmelnde Gegenden. Abends zwischen sechs und acht wimmelt es am graziösesten und dichtesten. Zu dieser Zeit promeniert die beste Gesellschaft. Was ist man eigentlich in dieser Flut, in diesem bunten, nicht endenwollenden Strom von Menschen? Manchmal sind alle diese beweglichen Gesichter rötlich angezärtelt und gemalt von untergehenden Abendsonnengluten.

In der Übersetzung Marthe Roberts:

Dans les voitures de maîtres ouvertes

filant à vive allure, de splendides chapeaux ornés de plumes vous font signe. Toute l'Europe envoie ici ses exemplaires humains. Le beau monde côtoie l'humble et le vulgaire, les gens vont on ne sait où, et les voilà qui repassent, et ce sont de toutes autres gens, qui viennent d'on ne sait où. On se croit capable de le deviner en partie, et l'on se réjouit de l'effort qu'on fait pour le déchiffrer. Et le soleil qui brille sur tout cela. A l'un il éclaire le nez, à l'autre le bout des pieds. Passant sous les jupes, des dentelles font une apparition scintillante qui vous affole. Des bichons se promènent en voiture, sur les genoux de vieilles dames distinguées. Des seins se tendent vers vous, des seins comprimés dans des robes et des corsets, des seins de femmes. Et puis il y a encore tous ces cigares stupides dans les fentes de toutes ces bouches d'hommes. Et l'on imagine des rues imprévues, des quartiers nouveaux, invisibles, et tout aussi grouillants de monde. C'est le soir entre six et huit que cela grouille le plus, et le plus gracieusement. La bonne société se promène à cette heure-là. Qu'est-on en réalité dans ce flot, dans ce fleuve humain bariolé qui ne veut pas prendre fin? Parfois, tous ces visages mobiles s'estompent sous un reflet rougeâtre, comme peints par les feux du couchant.

Christopher Middleton:

Wonderful hats with ornamental feathers nod from open, swiftly-passing rich folks' coaches. All Europe sends its human specimens here. Gentility walks cheek by jowl with the menial and the bad, people are going who knows where, and here they come again and they are quite different people and who knows where they are coming from. One thinks that one can untangle it all a little, and one is glad to be taking the trouble to do so. And the sun sparkles down on it all. It shines on one person's nose, on another's toecap. Lacework pokes from the hems of skirts in a glittering confusion. Small dogs go riding on the laps of genteel old women in coaches. Breasts bounce toward one, female breasts pressed into clothes and shapes. And then again there are the many silly cigars in the many slits of masculine mouthparts. And one thinks of undreamed-of streets, invisible new regions, equally swarming with people. Evenings, between six and eight, the swarming is most graceful and dense. At this hour the best society goes promenading. What is one, really, in this flood, in this various, never-ending river of people? Sometimes all these mobile faces are reddishly tinted and painted by the glow of the setting sun.

Emilio Castellani:

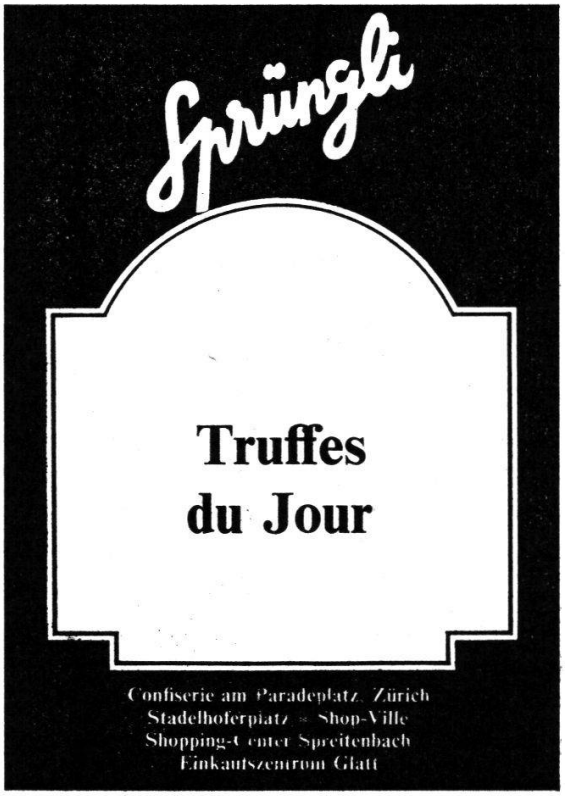
Cavalli scalpitano, meravigliosi cappelli ornati di piume adocchiano da carrozze padronali scoperte che corrono via veloci. L'intera Europa manda qui i suoi esemplari d'umanità. La distinzione cammina a fianco con la bassezza e la cattiveria, la gente va non si sa dove e poi torna indietro, ed è tutt'altra gente, e da dove venga non si sa. Uno pensa di poterlo un po' indovinare, e si rallegra della fatica che gli costerà il decifrarlo. E al disopra di ogni cosa risplende il sole. Fa luccicare il naso di uno, la punta dei piedi di un altro. Dagli orli delle gonne fanno capolino, scintillanti e conturbanti, i merletti. Nelle carrozze, in grembo a vecchie signore distinte, van-

no a spasso i cagnolini. Tutt'attorno vi esplodono seni, seni femminili compressi in vesti, in corsetti. E poi sono di nuovo gli stupidi sigari, nelle tante spaccature di bocche maschili. E s'immaginano strade impreviste, invisibili nuovi paraggi, ugualmente brulicanti di gente. Tra le sei e le otto di sera è il momento in cui il brulichio si fa più grazioso e più fitto. È l'ora della passeggiata della migliore società. Che cosa si è, realmente, dentro questa fiumana, dentro questa corrente variopinta di uomini, che non conosce fine? A volte tutti questi visi in movimento sfumano in un bagliore rossiccio, colorati dai fuochi del sole del tramonto.

*

Als Post-scriptum sei hinzugefügt, dass soeben Robert Walsers «Der Spaziergang» («La Passeggiata») in der Übersetzung Castellanis bei Adelphi erschienen ist.

François Bondy



HINWEISE

Ein Sozialdemokrat zu unserem Regierungssystem

Bundesrat *Hans Peter Tschudi* galt als tüchtiger Fachminister, kühler Technokrat, zielstrebiger Schaffer, der vor allem den Ausbau der AHV forcierte. Tschudi war aber keineswegs nur Sozialpolitiker, wie uns ein von Alfred A. Häsler herausgegebener Band («Soziale Demokratie») mit Reden und Aufsätzen des ehemaligen Bundesrates in Erinnerung ruft. So lobte er das kollegiale Regierungssystem und bewertete Stabilität und Konstanz unserer auf interparteiliche Zusammenarbeit angelegten Politik als Garanten, nicht als Hindernisse des Fortschritts, wie dies heute nicht wenige tun. «Mir scheint, dass mit der Stabilität einer der eindeutigsten Vorzüge unseres Regierungssystems preisgegeben würde», sagte Tschudi 1971. «Unser Regierungssystem ermöglicht ein ruhiges Planen auf längere Sicht, eine ungestörte, konsequente Aufbauarbeit.»

Die Bilanz gibt ihm recht: Von 163 Berichten und Botschaften, die er vor dem Parlament zu vertreten hatte, sei keine einzige abgelehnt worden; die meisten seien «unverändert oder nur mit unwesentlichen Modifikationen zum Beschluss erhoben» worden, bekannte er Ende 1973 in seiner Abschiedsrede vor der Bundesversammlung. Kein Konservativer sagte dies, sondern ein Sozialdemokrat, der beileibe keine konservative Politik gemacht hat.

Eine beispielhafte historische Figur war für Tschudi Philipp Albert Stapfer, dem er anlässlich dessen 200. Geburtstag 1966 eine Rede widmete. Der weitsichtige und tatkräftige Minister für Kunst und Wissenschaft der Helvetik war gewissermassen der erste Vorsteher des nachmaligen Eidgenössischen Departementes des Innern, und Tschudi mochte sich den Reformeifer Stapfers zum Leitbild genommen haben. (Friedrich-Reinhardt-Verlag, Basel 1975.)

S. S.

Zürich, wie es nicht gebaut wurde

Zunächst hält man es für eine zwar originelle, aber nicht gerade notwendige Sache: das Buch nämlich, das unter dem Titel «Imaginäres Zürich» (Verfasser: *Martin Fröhlich* und *Martin Steinmann*) eine Schau nicht gebauter, nur geplanter städtebaulicher Eingriffe (ungefähr im Zeitraum der letzten hundert Jahre) zeigt. Der erste Eindruck trügt: Denn die teils wunderlichen, teils kühnen oder auch megalomanen architektonischen Entwürfe offenbaren den Zeitgeist ferner und nicht so ferner Epochen weit eindrücklicher, als dies ausführliche Texte tun könnten. So enthüllt sich die Mentalität der «Gründerjahre» in ihrer ganzen unbekümmerten Selbstbewusstheit, Fortschrittsfreude und Grossmannssucht wohl nirgends so vollständig wie in den phantastischen Projekten Ende des letzten und anfangs des 20. Jahrhunderts. Zur Erleichterung darüber, dass die grössten Verrücktheiten und Vandalismen glücklicherweise auf dem Papier geblieben sind, gesellt sich beim heutigen Betrachter vielleicht aber auch die nachdenkliche Frage, ob nicht auch einiges

von dem, was in neuester Zeit in dieser Stadt entstanden ist, doch besser das Stadium des Imaginären nicht überschritten hätte ... (Verlag Huber, Frauenfeld/Stuttgart 1975.)

Ostpreussische Nächte

Dem Erinnerungsbuch von Lew Kopelew, «Aufbewahren für alle Zeit», ist die Dichtung in Versen von *Alexander Solschenizyn* an die Seite zu stellen. Es sind zum Teil die genau gleichen Ereignisse und Zustände, die darin zur Darstellung kommen. Aber bei Solschenizyn geschieht das in einer für uns eher unüblichen Form, in einem episch-lyrischen Ton, der in Nikolaus Ehlerts autorisierter Übersetzung wie ein Text aus dem neunzehnten Jahrhundert klingt. Der russischen Sprache Kundige können sich von der Treue der Übersetzung einen Begriff machen, weil der Luchterhand-Verlag (Darmstadt und Neuwied) die Dichtung zweisprachig herausgebracht hat. Literarische, formale Kritik wird sich zurückhalten; die Fakten, von denen berichtet wird, sollen dem Gedächtnis eingeprägt werden, die «Ostpreussischen Nächte» anfangs 1945.

Strophen für die Freiheit

Eine Legende mehr als eine Realität, geistert sein Name durch die Literaturgeschichte: der zornige Dichter *Christian Friedrich Daniel Schubart*, der 1739 zur Welt kam, später als verbummelter und ausschweifender Student von sich reden machte, als Hauslehrer und Prediger sein Leben zu fristen versuchte, schliesslich Musikdirektor und Organist am württembergischen Hofe in Ludwigsburg wurde und alsbald neue Skandale heraufbeschwor, erotische und politische, die letzteren, weil er Pamphletist und Satiriker war. Nachdem er vom Hof des Landes verwiesen worden war, zog er von Stadt zu Stadt und wurde 1774 Herausgeber und Alleinredaktor der «Deutschen Chronik». Sein angriffiger, gesellschaftskritischer Journalismus, seine Gedichte und Publikationen machen ihn berühmt und ziehen ihm den Zorn der Mächtigen zu. 1777 wird er auf Geheiss des Herzogs Carl Eugen von Württemberg auf württembergisches Gebiet gelockt und verhaftet. *Peter Härtling* hat eine Auswahl aus den Werken und Briefen herausgegeben und eingeleitet, die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart den Band durch Stiche, Faksimiles und Notenbeispiele informativ und geschmackvoll ausgestattet. Ein Freiheitskämpfer? Zweifellos ein beklagenswertes Opfer von Fürstenwillkür, zehn Jahre seines Lebens der Freiheit beraubt und unter schweren Bedingungen eingekerkert. In den zehn Jahren seiner Haft wurde er zum Idol der rebellierenden Jugend. Der neunzehnjährige Hölderlin hat ihn nach seiner Freilassung besucht. Der Band, den Peter Härtling zusammengestellt hat, zeigt Schubart den Menschen, Publizisten, Dichter und Familienvater, wie er wirklich war.